

# Deutsche Rundschau

*Herausgegeben  
von Rudolf Pechel  
unter Mitwirkung von  
Paul Fechter*

**Januar 1941**

Aus dem Inhalt: Flügel: Suomis Antlitz / Pechel:  
Dämonie der Macht / Schulze-Maizier: Theologie des  
Wirklichen / Kluge: Aus der Familienchronik / Wacker-  
nagel: Kurt Kluges bildkünstlerisches Werk / Fechter:  
150 Jahre Grillparzer / Aus Briefen und Schriften  
deutscher Musiker / Gädke: Von fremder Hand geschrie-  
ben das kleine Wort „Gefallen“. Erzählung / Fechter:  
Von den Königen und der Krone



# Deutsche Rundschau

Herausgeg. von Rudolf Pechel unter Mitwirkung von Paul Fechter  
Gegründet im Jahre 1874 - Preis je Heft 1.- RM.

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang. Jahresabonnement 12. — RM für 12 Hefte zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsspesen. Viertelsjährl. 3. — RM. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt. Schriftleitung: Berlin-Grünwald, Hohenzollerndamm 59/60. Postcheckkonto Berlin 59501. Verlag Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig.

67. Jahrgang

Januar 1941

## INHALTSVERZEICHNIS

Heinz Flügel: Suomis Antlis . . . . .	1
Rudolf Pechel: Dämonie der Macht . . . . .	6
Friedrich Schulze-Maizier: Theologie des Wirklichen . . . . .	13
Martin Wackernagel: Kurt Kluges bildkünstlerisches Werk . . . . .	20
Kurt Kluge: Aus der Familiengeschichte . . . . .	24
Paul Fechter: 150 Jahre Grillparzer . . . . .	24
Lebendige Vergangenheit: Franz Grillparzer . . . . .	28
Rundschau . . . . .	29
Aus Briefen und Schriften deutscher Musiker . . . . .	34
Lily Gädke: Von fremder Hand geschrieben das kleine Wort „Gefallen“ II. (Schluß) Erzählung . . . . .	36
Paul Fechter: Von den Königen und der Krone . . . . .	44
Literarische Rundschau:	
Rudolf Pechel: Deutschland im Kampf . . . . .	48
Ronald Loesch: Am Himmel wie auf Erden . . . . .	49
Gerhart Pohl: Der Herr Ober . . . . .	50
Erich Frank: Neue Romane . . . . .	51
Rudolf Pechel: Kalender . . . . .	52
O Straßburg . . . . .	52
Die Kunst der Ostmark . . . . .	52
Politik und Geschichte . . . . .	54



## Suomis Antlitz

Im großen und ganzen gesehen ist die Natur des finnischen Landes von einer den Fremdling zunächst betäubenden Weite und Monotonie, die aber allmählich durch die ständige, suggestive Wiederholung des einen schwermütig strengen Themas die anfängliche Beklommenheit in eine tiefgehende Ergriffenheit wandelt. Genauer hinsehend, gewahrt schließlich der Betrachter innerhalb dieses eintönig ernststen Gesamtbildes eine solche Fülle von Einzelzügen und Sonderformen, daß er sich angesichts der Vielgestaltigkeit einer gewissen Verwirrung nicht erwehren kann. Indem man Finnland gewöhnlich als Land der abertausend Seen und Inseln bezeichnet, hat man wohl weniger seine Wäldermonotonie als vielmehr den labyrinthischen Charakter des inneren Landes im Sinne. Auch dort, wo Seen und Inseln nicht so verschwendet erscheinen wie in den Landschaften Häme, Savo und Karjala, ist das Land durch viele kleine Hügelketten, bewaldete Harjus, allenthalben reich gegliedert und belebt. Es läßt sich hier schwerlich von dem, was wir „Gestalt“ zu nennen lieben, sprechen: malerische Gegensätze und plastische Formungen sind hier kaum zu finden, statt dessen aber die feinen, aus dem Freundlichen in das Erhabene allmählich übergehenden Modulationen des einen allgemeinen Themas: jeder der einzelnen Landschaftstypen nuanciert auf seine besondere Art das Thema, wobei es etwa in Karjala durch gebirgsähnliche Aufswallungen ins Leidenschaftliche, man darf wohl sagen Heroische gesteigert erscheint, während sich in Häme und Satakunta die Landschaft idyllisch und durchgeistigt zeigt.

Nur in den südlichen Gebieten des weitläufigen Landes gibt es einen sichtbaren Zusammenhang der Siedlung. Aber die formensprengende Macht des natürlichen Raumes verleugnen auch die Städte nicht: überall, sogar in Helsinki wie in der ehemaligen Hauptstadt Turku und erst recht in den wenigen Städten des inneren Landes findet sich der für Finnland so charakteristische Riesenmarktplatz (tori), welcher nur selten durch die Buden und Bänke der Händler, durch die Pferdewarren der Bauern und die Überlandautomobile völlig eingenommen wird. Auch im übrigen sehen die ländlichen Städte mit ihren breiten, von einstöckigen hellen Holzhäusern schnurgerade eingesäumten Straßen oft mehr nach großangelegten Siedlungen als nach eigentlichen Städten aus. Der Mensch dieses inneren Landes ist kein Städtegründer; die Städte entstanden zumeist nach dynastischen Plänen am Rande der See. Der Finne liebt es, für sich zu siedeln und zu roden; immer war die Begründung eines Hofes in Wald und Moor des freien Einzelnen individuelle Tat, und so mutet denn auch heute der finnische Bauernhof mit Wohnhaus und Badehütte (sauna), Scheune, Stall und Vorratshaus wie ein großer befeelter Organismus an, wie ein winziges inselhaftes Dorf inmitten eines Meers von Einödwäldern.

Ein Schöpfungsgeheimnis ist das Zusammenstimmen von Mensch und Erde, Volksgeist und Landschaft. Die Lehre von der menschlichen Anpassung allein reicht nicht aus zur Enträtselung; sie enthält eine Voraussetzung, aber keine Erklärung für das wunderbare Zustandekommen jener Einheit von Volk und Heimat, Geist und Natur. Auch die Finnen, meint Juhani Aho, würden wohl fastigere Weiden gefunden haben, Länder, in denen Milch und Honig fließt; aber ihr Wunsch, ihr geheimer Auftrag scheint sie gerade auf die dünnen Heideböden, zu den frostigen



Sümpfen, in die wüsten Eindröckwälder geführt zu haben. Man könnte denken, auf dem Rückzug vor einem Stärkeren sei das Volk vom Schicksal hierher verschlagen worden; der finnische Dichter aber rühmt es im Gegenteil als den Königsgedanken seiner tatkräftigen Vorfahren, sich nicht durch das Schwert, sondern durch den Pflug ein Land zu erobern: „Der Moses, der uns hierher in unser gelobtes Land geführt hat, der kannte die eigentümliche Kraft, die in seines Volkes wacholdergleicher Natur steckt.“ Ungeachtet der nur spärlichen Besiedlung wird niemand, der mit Finnland näher bekannt geworden ist, behaupten, daß das Volk nicht seines Lebensraumes Herr geworden sei. Die großen Entfernungen sind aufgehoben nicht nur durch die Anlagen des modernen Verkehrs, sondern früher noch und wirksamer durch das dichtmaschige Netz geistiger, geselliger Verbindungen, welche auch die entferntesten Gebiete des Reiches zueinander in Beziehung bringen. Bereits die alte Volksdichtung mit ihren in unentwegter Wanderung und Wandlung begriffenen Liedertönen läßt weitverzweigte Zusammenhänge erraten. Wer vollends heute auf Dampfschiffen, in Eisenbahnen und Überlandautomobilen die bewegliche Bevölkerung reisen sieht, gewinnt den Eindruck, das großräumige Land sei von einer einzigen großen Familie bewohnt, deren Mitglieder keine Gelegenheit versäumen, einander zu begegnen und aufzusuchen. Dieser Familiengeist tritt auch in den Volksfesten zutage, die in Finnland gern gefeiert werden, wobei Ausstellungen von gewerblichen und künstlerischen Gegenständen, Kostümaufzüge und Theaterstücke und vor allem musikalisch-chorische Darbietungen miteinander abwechseln in jener gediegenen Behaglichkeit, die jede Kundgebung politischer Art ausschließt und sich mit der humorvoll bescheidenen Darstellung des Volkslebens an und für sich begnügt.

Diese sich in mannigfachen Situationen friedlicher, namentlich aber auch unfriedlicher Zeiten bekundende familienhafte Einmütigkeit schließt nicht gewisse Spannungen innerhalb der finnischen Nation aus. Nicht nur, daß sich das finnische Volk in einzelne, deutlich voneinander unterschiedene Stämme, die sich einst heftig befehdeten, gliedert; das in der Vergangenheit und Gegenwart Finnlands wichtigste Problem der inneren Struktur ist das, auch dem Fremden nicht verborgen bleibende Nebeneinander der finnischen und der schwedischen Sprache. Indessen wird man dies, trotz den mitunter heftigen Auseinandersetzungen, nicht als einen Gegensatz bezeichnen dürfen, sondern als eine aus der Geschichte Finnlands nicht fortzudenkende Spannung innerhalb eines in sich einigen Volkes. Wie schwierig sich auch das Nebeneinander der zwei Sprachen oft noch auswirken mag, nicht zu verkennen ist, daß gerade in dieser geistigen Spannung Finnland seinen Sonderauftrag als europäische Nation empfangt, indem es nämlich die großen Ideen der christlich-europäischen Kultur mit der Kraft und Zähigkeit (*sisu*) des natürlichen Volkstums zu verwirklichen und vor dem Osten zu behaupten hat.

Erst wenn man sich die Besonderheit der Lage Finnlands vergegenwärtigt hat, wird man die Zeugnisse finnischer Kultur richtig verstehen und würdigen können. Mit der klassizistischen Großkirche Engels in Helsingfors und der in einiger Entfernung davon aufragenden russischen Uspenski-Kathedrale sind die Grenzen angegeben, innerhalb deren das neue Finnland (*uusi Suomi*) seine eigenen Formen geschaffen hat, für die namentlich Eliel Saarins Bauten, die Fresken und Tafelbilder Akseli Gallen-Kallelas und in der Literatur die Dichtungen des einzigen Aleksis Kivi zeugen. Die großartigste, auch im Sinne einer europäischen Kulturgeschichte bedeutsamste Kundgebung des finnischen Volksgeistes aber ist sein Nationalepos, das Kalevala, durch welches sich Finnland in einer Zeit größter



Depression vor dem eigenen Bewußtsein gerechtfertigt hat. Als Geburtsstunde des finnischen Nationalbewußtseins wird deshalb der Tag, an dem Elias Lönnrot die auf seinen Wanderungen gesammelten Runen der alten Volksdichter (laukulajat) herausgegeben hat, Jahr für Jahr gefeiert, eine Ehrung, die sowohl dem edlen Testamentsvollstrecker der namenlosen dichterischen Tradition gilt, wie jenem in zahllosen Varianten gleichsam verschwundenen Geist der Sagen und Gefänge. Zweierlei ist an dieser Erscheinung der Bewunderung wert: die Liederfülle der altertümlichen Poesie und die immanente Einheit der Runen, die von Lönnrot in wahrhaft epochemachender Eingebung begriffen und auf ebenso sichere wie behutsame Weise sichtbar gemacht wurde. Auch in diesem symbolischen Akt der Herausgabe des Kalevala erkennt man jene beharrlich gläubige Kraft, die des weiten, geheimnisreichen Raumes Herr zu werden berufen und beglückt ist.

Wie die altertümliche Runenpoesie einen mit dem mythischen Heidentum noch leise korrespondierenden Katholizismus voraussetzt, so ist das finnische Wesen der Gegenwart durch den Geist des Protestantismus, der sich hier kampflos durchgesetzt hat, bedingt. Mit Ausnahme weniger griechisch-katholischer Dorfgemeinden, die vor dem Winterkrieg 1939/40 in Grenz Karelien ansässig waren, gehört das ganze finnische Volk der evangelisch-lutherischen Kirche an, und eine andere, angemessenere Bekenntnisform des Einzelnen ist in der Tat schwer auszudenken für diese Verhältnisse, wo die sichtbaren Zusammenhänge nur lose, aber um so stärker die unsichtbaren Zusammenhänge sind. Echtes individuelles Verantwortungsbewußtsein, worauf ein ins Sittliche erhobener Patriotismus beruht, kann nicht bestehen ohne jene Freiheit eines Christenmenschen, welche die Einzelseele immun macht gegen die dämonische Massensuggestion, indem die sittliche Entscheidung der frommen, nüchternen Erwägung anheimgestellt wird. Daß dem finnischen Menschenschlag eine gewisse fromme Nüchternheit, ein rechtes Verständnis für die realen Ordnungen gegeben ist, wird man der Einwirkung des Protestantismus zuschreiben haben, und die Abneigung gegen das russische Wesen, dem es immer an der praktischen Veranlagung gemangelt hat, mag durch dieses Moment mitbestimmt sein. In ernstesten und bedenklichen Situationen verschafft sich solche fromme Nüchternheit Geltung in der eigentümlichen Weise des Humors, indem sie den Überschwang des Gefühls paralyisiert und das allzu hohe Pathos mit der tatsächlichen Wirklichkeit konfrontiert, etwa in der bezeichnenden Art dieses Sprichworts: „Nicht wissen die Frauen zu Hause, wie es den Helden ergeht: oft sind die Helden im Schnee arme Männer im schlechten Wetter.“ Nicht ohne einige Berechtigung ist der Humor als eine spezifisch christliche Erscheinung ausgelegt worden; jedenfalls bewährt er sich am lautersten da, wo sich dem Bewußtsein der menschlichen Unzulänglichkeit die Gewißheit der gnadenvollen Gegenwart Gottes gesellt. Ohne diesen Glauben gibt es nur die bittere Ironie, das sardonische Lachen, die nihilistische Satire derer, die von der Unbeständigkeit und Wertlosigkeit alles Irdischen heillos überzeugt sind.

Etwas von der göttlichen Gnade und lächelnden Nachsicht mit den Schwachen und mangelhaften Vorfällen der menschlichen Natur spiegelt sich in Rivis christlichem Humor: sein Roman „Die sieben Brüder“ ist deshalb auch zu einem rechten Volks- und Schulbuch in Finnland geworden. Es ist der Volksgeist selbst, der Gestalt geworden ist in diesen ungebärdigen sieben Brüdern, die sich in die heimatischen Urwälder flüchten, um sich vor Gottes Wort nicht verantworten zu müssen. Nichts Mystisches wird hier unter dem Wort verstanden, sondern im Gegensatz zu den Dämonen des mythischen Naturreiches die unumgängliche, heilig



nüchterne Tatsache des Buchstabens, des ABC, das sich die lesefaulen Brüder zu lernen weigern. Das ABC-Buch aber ist Gottes Buch. „Mit dem ABC-Buch müßt ihr anfangen“, darauf besteht der alte, wohlmeinende Schöffe, „wenn ihr rechte Glieder der christlichen Gemeinde werden wollt.“ Mit diesem schlichten Sage ist genau der Standpunkt des Protestantismus bezeichnet, der gerade das Lesen und Lernen des Wortes so wichtig nimmt, weil dem Menschen durch das Wort von Gott zugleich die Grenze gesetzt und das Grenzenlose verheißen ist. Nicht minder achtungsgebietend als das Ringen der zur Einsicht gekommenen Brüder um die fruchtttragende Scholle inmitten von Fels und Moor und Einödwald ist ihr Ringen um das Gotteswort; ja, diese Bauernmühe um den heiligen Buchstaben, das Lesen in der Fibel und das Auswendiglernen des Katechismus ist der Grund, auf dem alles andere erst in eine sinnvolle Ordnung kommt. Das Gotteswort überwindet die den Brüdern tiefeingewurzelte Faulheit und die Verstocktheit, die Dämonen der Kauflust und Trunksucht, den Geist der Angst vor den Ungeheuerlichkeiten der Natur und vor dem Zorn Gottes über die sündhafte Welt. Indem sich aber die Brüder den Zugang zum Gottesworte erschließen, finden sie nicht nur zu sich selbst, sondern auch zu ihrem Volke, insofern dieses Träger des christlichen Glaubens ist.

Auf eine einfache Formel läßt sich lebendiges Wesen in keinem Fall bringen: zum finnischen Wesen gehört ebensogut wie der realistische Grundzug, der die praktische Lebenshaltung bestimmt, eine durch und durch idealistische Gläubigkeit im schlichten Wortsinne des unbeirraren Glaubens an die Geltung der Wahrheit, Gerechtigkeit und Humanität. Ausschlaggebend in der Wirklichkeit ist jeweils die Mischung der Kräfte, die Legierung des Metalls, die Festigkeit der innerlichen Substanz. Von starker sittlicher Substanz zeugt jene, in unserer vom Nihilismus angekränkelten Epoche fast legendär anmutende, kleine Geschichte, die man sich in Finnland während des Winterkrieges mit Rußland erzählt: Aus militärischen Gründen mußten einige Streifen des karelischen Grenzlandes vor dem Feinde geräumt werden; die Dörfer wurden angezündet, die Gehöfte eingäschert, um dem Gegner den Vormarsch zu erschweren. Den Bewohnern blieb oft nur wenig Zeit, in großer Eile das Notdürftigste, was sich mit den Händen davontragen ließ, zusammenzuraffen. Als die mit der Einäschierung beauftragten Soldaten eine kleine, abseits gelegene Hütte betraten, trafen sie die Bewohnerin darüber an, wie sie eben dabei war, den Herd zu putzen und die blankgeschuerten Küchengeräte zu ordnen. Schon stand das meiste gesäubert an seinem Platz, nichts in dem reinlichen Raum gemahnte an verstörten Abschied, an hastigen Ausbruch. Die Soldaten, in der Meinung, daß der Räumungsbefehl der Frau noch nicht bekannt gemacht worden sei, setzten sie davon in Kenntnis. Sie wisse bereits Bescheid, war ihre Antwort. Warum sie sich aber dann noch die Mühe gemacht habe, blank zu scheuern und aufzuräumen, was doch in wenigen Minuten den Flammen preisgegeben werde? „Was für das Vaterland geopfert wird, muß rein sein“, erwiderte sie den Soldaten.

Es hat auch sonst nicht an Einzelhandlungen und öffentlichen Kundgebungen gefehlt, die von dem gleichen Glauben an die Gültigkeit der absoluten sittlichen Werte eingegeben waren. Der Mangel an Bereitschaft, anderen Motiven als den moralischen ein Recht einzuräumen, mag andernorts manchem verwunderlich vorgekommen sein und gar als ein Zeichen politischer Unklugheit oder geschichtlicher Unreife gegolten haben. Daß die Gerechtigkeit zwar nicht bei den Menschen, aber bei Gott sei und daher am Ende bestimmt zum Sieg gelangen



werde, diese Überzeugung behauptete sich hier auch in den bedenklichsten Stunden gegen jeglichen Zweifel, und die Verzweiflung, die aus der Einsicht in die tragische Rolle des Gerechten und Guten in der Geschichte hervorgeht, wurde hier abgewehrt durch den unbeirrbaren Willen, Gott und seinen Geboten die Ehre zu geben. Anlässlich der Enthüllung des Denkmals für Aleksis Kivi in Helsinki kurz vor Ausbruch des Krieges, schrieb im „*Uusi Suomi*“ Eino Railo eine Betrachtung, die einen tiefen Einblick gewährt in den Geist jener kritischen Tage. „Fragen wollen wir uns im bedrängten Gemüt“, heisst es dort, „ob wir denn wirklich einen so starken, unerschütterlichen Glauben an den Sieg des Rechtes und der Wahrheit haben, welcher die einzige ausreichende und dauernde Begründung unseres Werkes der Verehrung ist und dieses wie Abels Opferrauch in die Höhe steigen lässt! Wenn wir ihn nämlich nicht haben, ist unser Werk wie Kains Opfer, dessen Qualm sich zur Erde senkt und in Finsternis verweht. . .“ Klar ist in diesen Sätzen der Kerngedanke der evangelischen Frömmigkeit, daß der Mensch gerechtfertigt werde allein durch den Glauben, ausgesprochen: nur indem er an Gottes Gerechtigkeit und Gnade glaubt, vermag der Mensch selber gerecht zu werden; und wie furchtbar die Triumphe der Ungerechtigkeit und Bosheit auch sein mögen, um so notwendiger ist es, dennoch zu glauben, ja zu sagen zu Gottes Gerechtigkeit und die Schuld am Unheil zu suchen allein in der Schwäche des eigenen Glaubens. „Man muß zugeben“, fährt Eino Railo fort, „daß unser Jahrhundert gleichsam ein Kreuz gemacht hat über alles, was die Menschheit schön und gut begonnen hatte. Doch indem wir dies aussprechen, hört unsere Seele aus der Tiefe eine ernste, ruhige Stimme sagen: Dennoch nein! Wenn wir auch den Triumph der Macht in seiner Bedeutung nicht unterschätzen wollen und tiefes Erschauern vor den Greueln der Bosheit empfinden — als eine endgültige Bestimmung können wir diese Krankheit nicht anerkennen; vielmehr müssen wir dies alles verstehen als das Feuer einer Weltenwende, das unvermeidlich ist, damit das Gold geläutert werde. Fern sei es, daß wir uns durch dieses Feuer zur Verzweiflung bringen lassen! Wir müssen es im Gegenteil als einen Beweis für die Unzulänglichkeit der bisher vollbrachten Arbeit ansehen, als einen Beweis dafür, daß zuviel Schlacke übriggeblieben ist, daß wir zu wenige sind, die wir uns um diese Fahne versammelt haben, deren einen Träger wir heute in der Erinnerung feiern.“

Die aufrichtige christliche Frömmigkeit — dies zeigte sich hier mit beispielhafter Deutlichkeit — hat den Mut zur unauflöslchen Paradoxie: indem sie im Kampfe für die Gerechtigkeit und die Wahrheit sich abmüht und ringt bis aufs äußerste, als hinge alles nur vom menschlichen Willen ab, setzt sie trotzdem in der Erkenntnis, daß mit unserer Macht nichts getan ist, die ganze Hoffnung einzig und allein auf Gottes Gnade. Am reinsten wurde dieser demütige und doch so stolze evangelische Glaube Wort in dem lutherischen Kampflied, das auch in den dunkelsten Schicksalsstunden Finnlands gesungen wurde: „Ein feste Burg ist unser Gott — Jumala ompi linnamme!“

Aus dem neuesten Schrifttum über Finnland sind folgende Bücher zu nennen: „*Petsamo-Ladoga, Volk und Landschaft zwischen Finnland und Rußland*“, hrg. von Wolfgang Fikentscher, mit 16 farbigen Lichtbildern von Hermann Harz, Text von Curt Strohmeier, Holstische von Karl Stratil (Leipzig, Dr. Frik Fikentscher); „*Das farbige Finnlandbuch*“ von H. Casdorff, mit 48 Farbaufnahmen von E. Casdorff-Westendorff (Hamburg, Broschek & Co.); des Verfassers „*Finnische Reise*“ (Darmstadt, L. C. Wittich); ders. „*Kullervo, ein finnisches Heldenlied aus dem Kalewala*“, deutsch von Anton Schiefner (Berlin, Verlag Die Rabenpresse); „*Kalewala, altfinnische Volks- und Heldenlieder*“, ausgew. und eingel. von K. Meuli (Basel, Benno Schwabe & Co.); William Sommer, „*Geschichte Finnlands*“ (Münch., N. Oldenbourg).



## Dämonie der Macht

„Dann löst sich alles auf nur in Gewalt,  
Gewalt in Willkür, Willkür in Begier;  
Und die Begier, ein allgemeiner Wolf,  
Zweifältig stark durch Willkür und Gewalt,  
Muß dann die Welt als Beute an sich reißen,  
Und sich zuletzt verschlingen . . .“  
Shakespeare, „Troilus und Cressida“.

Zweifellos muß man Machiavellismus und Moralismus als zwei an keine Nationalität und an keine Zeit gebundene Grundtypen des menschlichen Verhaltens zu dem moralischen Problem der Macht — denn ein solches wird es immer bleiben — betrachten. Ihr Gegensatz hat sich in der politischen Wirklichkeit höchst folgenreich ausgewirkt und hat die Gegensätzlichkeit von „kontinentaler“ und „insularer“ Politik — die man doch nur mit sehr summarischem Urteil, da aus andern wesentlichen Ursachen entspringend, als Beispiele beider Denkweisen hinstellen kann — ideologisch vertieft, was zum erstenmal deutlich festgehalten wurde in den Schriften Machiavellis und Thomas Morus'. Aber dieser Gegensatz trägt doch keinerlei Überspizung und Verallgemeinerung.

Denn weder für alles, was auf die machiavellische Ideenwelt zurückgeht oder in ihr seine Legitimation sucht, ist Machiavelli verantwortlich, noch kann Thomas Morus für jede „moralistische“ Verbrämung der Macht in Anspruch genommen werden. Weder ist die „machiavellistische“ Ideenwelt allein auf dem Kontinent Europa zu Hause, noch die „moralistische“ allein in England. In den Methoden praktischer Politik verschmäht der „Machiavellismus“ den „moralistischen“ Mantel und „moralistische“ Selbstüberheblichkeit ebensowenig wie der „Moralismus“ die skrupellosen Methoden seines Gegners. Nach einem Worte Harald Nicolsons haben gerade die Angelsachsen die unbegrenzte Fähigkeit, ihre eigenen praktischen Bedürfnisse völlig von der Anwendung der idealistischen — sprich moralischen — Theorien freizuhalten, die sie andern aufzwingen und nach denen sie über andere aburteilen. Und auf dem Kontinent, dem eigentlichen Kraftfeld „machiavellistischer“ Kampfmethoden, sind die wesentlichen Beiträge zur moralischen Problematik der Macht und zur Überwindung ihrer Dämonie geleistet worden.

Einen bedeutsamen Beitrag zur Wesenserkenntnis des modernen europäischen Staates, des Machtproblems, der Entwicklung staatlicher Autoritätsbildung und des Verhältnisses von Individuum und politischer Gemeinschaft bietet die glänzend geschriebene Untersuchung des Freiburger Universitätsprofessors Gerhard Ritter „Machtstaat und Utopie“ (München, R. Oldenbourg. NM 4,50), die ihm im Zuge seiner universalhistorischen Studien zuwuchs, in der er vom Streit um die Dämonie der Macht seit Machiavelli und Morus handelt.

In großen Strichen wird die geistige Situation geschildert und das geistige Erbe aufgezeigt, aus der heraus und mit dem Machiavelli und Morus das klar auszusprechen wagten, was in der Renaissance als Tiefenwirkung die Geister bewegte: das Verhältnis des Einzelnen zu dem aufstretenden neuen Staat und der neue Sinn für das Wesen des Politischen. Mit der Säkularisation trat das gesamte Leben, das so lange im Schatten der hohen Kathedralen — und damit



unter dem Schutze und nach der Richtschnur Gottes — stand oder hätte stehen können, in den Lärm und das Waffengeklirr der großen Politik, erfüllt von dem Fanatismus politischer Ideen- und Machtkämpfe. Nicht mehr die Kirche, sondern der Staat bestimmt das Leben der europäischen Menschheit bis zu der letzten Konsequenz, daß der Staat überhaupt keine Abgrenzung irgendeiner Sphäre privaten Daseins von seiner Allmacht mehr anerkennt.

Um den Begriff und den Inhalt des Begriffes Macht haben sich die Menschen als Objekte der Macht schon frühzeitig gemüht, ohne jedoch ihre Dämonie erkannt zu haben. Aus den Definitionen des Altertums, beginnend mit Aristoteles, spricht ganz klar die Tatsache, daß die Macht an sich nicht als gefährlich oder gar als böse schlechthin empfunden wurde, wenn auch freilich die Formulierung des Aristoteles einigermaßen skeptisch klingt: „daß die geistige Tüchtigkeit, wenn ihr die Mittel beschieden sind, auch vorzugsweise befähigt ist, andere niederzuringen, und auf der siegreichen Seite immer ein Überschuß von etwas Gutem zu finden ist; demnach scheint die Macht nicht ohne Tugend zu sein“. Für ihn war allerdings ein Tyrann, der die sittliche Norm verlegt, noch ein Ausnahmefall, ein Produkt der Hybris.

Problematisch wurde der Begriff der Macht in dem Augenblicke, als der nahezu religiöse Glaube an die Polis als höchste sittliche Gemeinschaft, die nicht durch Gewalt, sondern durch den dem Menschen eingeborenen Sinn für Gut und Böse, für Gerech und Ungerech getragen wird, beim Beginn des Niedergangs der Antike in den Herzen der Bürger erschüttert war dank dem Mißbrauch des Staates durch Parteien und gewissenlose Demagogen. Nun war der Staat nicht mehr ein Vernunftgebilde, alle politische Theorie nicht der Bestandteil vernünftiger Ethik. Schon verkünden die Sophisten das Recht des Stärkeren, die sogenannte Gerechtigkeit sei nur der Vorteil des Stärkeren. Religion und Sittlichkeit werden von jeder Bindung an den Staat gelöst, eine rein private Ethik und eine universale Menschheitsreligion begannen sich auszubilden, und das Interesse der Gebildeten am Staatsleben und an einem engeren Vaterlande erlosch.

Der Stoiker glaubte an ein überstaatliches Vernunftreich, in dem Gerechtigkeit und allgemeine Menschenliebe herrschen, das aber auch für ihn nur im „Goldenen Zeitalter“ als verwirklichter galt, während die Epikuräer das persönliche Glücksbedürfnis mit den Notwendigkeiten staatlicher Macht in einem Staatsvertrag versöhnen wollten, den die Menschen zu ihrem eigenen Nutzen abschließen.

Diese Gedankenwelt wirkte auf Machiavelli und Morus hauptsächlich in ihrer Überlieferung durch Cicero, der in seinen Schriften nichts von der Dämonie der Macht weiß, trotzdem er in seiner Zeit und am eigenen Leibe Machtkämpfe in ihrer grauenhaftesten Form erlebte. Er glaubte nicht, daß Unmoral und Grausamkeit nützlich sein könnten, auch dann nicht, wenn sie Vorteil brächten, und verschloß seine Augen vor der Tatsache, daß unmenschliche Härte zu den unvermeidlichen Wesenszügen politischen Kampfertums gehört.

Aber konnte das Problem der Macht überhaupt in seiner Furchtbarkeit von einer Welt erkannt werden, die nur dem Diesseits verpflichtet war? Erst durch das Christentum wurden die Mächtigen dieser Erde zur Verantwortung über ihr Tun vor Gottes Angesicht gefordert. Vor den Staat trat die Gemeinschaft der Heiligen, die civitas dei, ein Reich der Liebe, ohne Gewalt, ein Reich der Freiheit, in das keine Willkür der Macht hinaufreicht. Das Christentum läßt die Staatssphäre unangetastet und verkündet den Gehorsam gegen die Obrigkeit.



Wenn aber der Staat seinem ewigen Auftrag untreu wird, dann entartet er nach der Ansicht des mittelalterlichen Christentums zum Satan.

Die Ausbreitung des Christentums, die Schaffung einer festgefügtten Kirche ändern das Verhältnis grundlegend. Die Kirche überdauert den Zusammenbruch der Staatlichkeit des Imperiums, und die neuen Gewalten müssen die Forderung: Frieden und Gerechtigkeit wahren. „*Remota iustitia quid sunt regna nisi magna latrocinia?*“ Dieses Wort des Augustinus wendet sich gegen jede Politik, die ihre Ziele ohne Rücksicht auf Recht und Billigkeit als rein naturhafte Lebensrechte verfolgt. Der Herrscher hat sein Amt als Diener Gottes zum Wohl seiner Untertanen zu führen. Die christlich-germanische Monarchie des Mittelalters, „eine der merkwürdigsten Staatsformen der Weltgeschichte“, war eins der stärksten Bollwerke gegen die Dämonie der Macht. Auch das Mittelalter sah wilde und brutale Machtmenschen — es ist aber nicht vorstellbar, welches Maß unmenschlicher Barbarei die europäische Welt ohne die Eindämmung durch die christliche Lehre zu erdulden gehabt hätte. Denn da auch der Herrscher der kirchlichen Bußpflicht unterworfen war, der außerdem von seinen Gefolgsleuten, die nur durch die persönliche Vasallentreue an ihn gebunden waren, nach förmlichem Recht abgesetzt werden konnte, wenn er ungetreu, rechtslos und eidbrüchig war, so waren Tyrannen antiker Prägung und Despoten späterer Zeiten nicht möglich.

Die abendländisch-christliche Kultur geriet in Verfall, ihre Ideale der Ritterlichkeit, der sittlichen Zucht und Ehre verblassten — und der Weg wurde frei für „machiavellistische“ Kampfmethoden vor Machiavelli. Die neue Machtpolitik war da. Während in Frankreich noch nach Machiavellis eigenem Urteil der Untertan „sicher und zufrieden leben“ konnte, weil sein König „an zahllose Gesetze gebunden“ ist, erlebte der Florentiner das nackte Wesen des politischen Machtkampfes in der Rechtslosigkeit der italienischen Tyrannenstaaten. Und davon muß man ausgehen, um ihn richtig zu verstehen.

Vorweg muß man bemerken, daß den beiden Richtungen Machiavellis und Morus' in keiner Weise die Würde eines philosophischen Systems zuerkannt werden kann. Machiavelli fehlten die philosophischen Voraussetzungen, und die Utopie des Thomas Morus konnte schon wegen der gewählten Form nicht als ein Gebäude klarer Logik gelten.

Machiavelli rang um die Erkenntnis der politischen Wirklichkeit, Morus ging es um einen utopischen Idealstaat. Machiavelli sagt: „Zwischen dem Leben, wie es ist und dem, wie es sein sollte, ist ein so gewaltiger Unterschied, daß der, welcher das aufgibt, was man tut, für das, was man tun sollte, eher seinen Untergang als eine Erhaltung bewirkt; ein Mensch, der in allem nur das Gute tun wollte, müßte zugrunde gehen unter so vielen, die nicht gut sind. Daher muß ein Fürst, der sich behaupten will, auch imstande sein, nicht gut zu handeln, um das Gute zu tun und zu lassen, je nachdem es der Zwang der Lage erfordert.“ „Milde und Treue, Menschlichkeit, Redlichkeit und Frömmigkeit sind geradezu schädlich, wenn man sie besitzt und stets ausübt, und nützlich, wenn man sie zur Schau trägt. Der wahre Politiker muß, wenn es nötig ist, imstande sein, sie in ihr Gegenteil zu verkehren“; er soll sich zwar „von Güte nicht entfernen, sofern es möglich ist, aber nötigenfalls verstehen, sich auf das Böse einzulassen.“

Aus solchen Voraussetzungen kann man natürlich alle Grundsätze ableiten und rechtfertigen. Denn die sittliche Norm ist hier keine allgemein bindende Vorschrift mehr, sondern ihre Innehaltung nur eine Frage der Zweckmäßigkeit. Machiavelli berechnet seine politische Technik auf Menschen, die als Masse feige, gedankenlos



und leicht zu täuschen, als Einzelne grenzenlos selbstüchtig, zu allem Bösen geneigt und nur durch Not oder Gewalt zum Guten zu bringen sind. Sie denken sehr wenig nach, haben ein erstaunlich kurzes Gedächtnis und ein merkwürdig schwaches und unsicherer moralisches Empfinden. Man kann ihnen schon die ungeheuerlichsten Greuelthaten zumuten, sie werden alles hinnehmen, wenn sie nur den Erfolg bewundern können und durch täglich spürbare Wohltaten und Vorteile der tyrannischen Herrschaft für diese gewonnen werden. Als praktische Folgerung empfiehlt Machiavelli, Grausamkeiten und Gewaltthaten möglichst „alle auf einmal zu begehen“, damit sie weniger empfunden werden und dadurch weniger erbittern, Wohltaten dagegen nach und nach zu erweisen, damit sie nachhaltiger sind. Aus der gleichen Wurzel ergeben sich Machiavellis weitere praktische Ratschläge für die Gewalthaber: die Methoden der bewußten Heuchelei, der grausamen Härte unter der Maske der Leutseligkeit, Friedfertigkeit und Menschenliebe, der Hinterlist und Tücke, des Betrugs und Verrats in jeder Form; all diese Methoden, die man gelegentlich pathologisch genannt hat. Mit moralischem Maßstab an diese Methoden heranzugehen, ist müßig.

Unbestreitbar bleibt es das Verdienst Machiavellis, das Dämonische der Macht mit rücksichtsloser Klarheit ins Licht gestellt zu haben. Seine Schwäche liegt in der Unterschätzung des moralischen Empfindens der Regierten, ihrer natürlichen Reaktion auf Bestialitäten der Machthaber und der eingeborenen Freiheitsliebe des Menschen. Und weiter: er übersah, daß eine Macht, die mit solchen Mitteln errungen ist, durch die Fülle des Bösen und des Schmutzes, den sie auf ihrem Wege gebrauchte, eine derartige moralische Verwirrung anrichtet, daß sie nur mit den gleichen Mitteln, mit denen die Macht gewonnen wurde, weiter regieren kann und sich dadurch als Mittel zur Erreichung großer Menschheitsziele selber ausschaltet. Seine Methoden sind auf den Tag und kurze Fristen berechnet, Tiefen- und Dauerwirkungen sind damit nicht zu erzielen. Da schließlich alle politische Autorität zuletzt auf moralischen Faktoren, auf dem Vertrauen der Menschen, beruht, ist auch für die brutalste Gewalt eine Schranke der Willkür gegeben. Je nach der verschiedenen Möglichkeit der Völker, ein knechtisches Leben zu ertragen, wird diese Schranke später oder früher spürbar werden. Einmal aber wird mit dem politischen auch der moralische Widerwille stärker als die natürliche Feigheit und das allgemeine Mißtrauen so groß, daß es alle Gemeinsamkeit im Volke zerstört und dadurch schließlich auch außenpolitische Erfolge unmöglich macht, ja den Widerstand der ganzen Welt wachruft. Diese Gefahren waren Machiavelli nicht verborgen. Er warnt seinen Fürsten davor, durch maßlose Eroberungssucht die Welt gegen sich aufzubringen und durch ein Übermaß von Grausamkeit sich verhaßt zu machen — aber dies nur als reine Klugheitsrede, nicht als sittlichen Impuls.

Machiavelli hat die Dämonie der Macht zwar ungeheuerlich gereizt, aber nicht innerlich bewegt, er sah in ihr ein Spiel zwischen Moral und Immoral. Er wußte, „daß es zweierlei Kampfesweisen gibt: die eine mit den Gesetzen, die andere mit der Gewalt. Jene ist dem Menschen eigentümlich, diese den Tieren. Aber weil die erste oft nicht ausreicht, muß man zur zweiten greifen. Deswegen muß sich ein Fürst gut darauf verstehen, bald das Tier, bald den Menschen herauszufahren.“ Das ist nach Ritters Worten „naiver Amoralismus“, kein Immoralismus, weil Machiavelli nicht das Bewußtsein für das sittlich Gefährliche seiner Thesen hat. Er hält an der Unterscheidung zwischen Gut und Böse, zwischen dem politischen Verbrecher und dem echten geschichtlichen Helden fest — und ist dann



doch fähig, den furchtbaren Cesare Borgia zu bewundern. Die Welt der großen Politik hatte eben für ihn deshalb ihren geheimnisvollen Reiz, weil immer die unlösliche und unheimliche Verstrickung des Großen mit dem Gemeinen, der höchsten Leistung mit der höchsten sittlichen Verworfenheit gegeben ist. Ihn interessierten nicht die Zeiten sittlicher Ordnung, sondern die gefährvollen Perioden des Verfalls, der politischen und moralischen Auflösung oder der Gründung neuer Staatsgewalten.

Machiavellis bleibende Leistung ist, daß er die eiserne Lehre von der Notwendigkeit der Macht als Voraussetzung aller Freiheit verkündet hat und die politische Wirklichkeit ungeschminkt darstellte mit männlichem Mut und männlicher Klarheit. Ritter wird Machiavelli durchaus gerecht.

Die politische Utopie von Thomas Morus baut sich aus einer Sicht des Menschen und der menschlichen Gesellschaft auf, die in schärfstem Gegensatz zu Machiavellis Weltanschauung steht. Morus übersah aber die nicht wegzubiskutierende Tatsache, daß im politischen Kampf nur selten klares Recht gegen klares Unrecht, meist einfach Lebensanspruch gegen Lebensanspruch steht, und daß über das „Recht“ solcher Ansprüche fast immer nur der Erfolg entscheidet, dem das sittliche Urteil der Menschen nachzuhinken pflegt. Vergessen wir aber nicht, daß Thomas Morus die Form der Utopie wählte, und daß alle seine Thesen nur innerhalb dieses Rahmens zu werten sind. „Wer keine andere Methode kennt, das Leben der Staatsbürger ins rechte Geleis zu bringen als durch Vernichtung aller Lebenswerte, soll ruhig eingestehen, daß er nicht über freie Menschen zu herrschen versteht.“ Trotzdem darf man Morus nicht als schwärmerischen Idealisten, der nur seine Rechtsidee sieht, beurteilen, denn auch er kannte die Realitäten und die Voraussetzungen des politischen Lebens. Man darf auch die moralische Heuchelei nicht auf ihn zurückführen. Er glaubte an die sittliche Kraft der Religion, die für Machiavelli und seine Jünger nur mehr ein Werkzeug staatlichen Machtwillens war. Über Gut und Böse entscheidet bei ihnen nicht mehr das eigene Gewissen, sondern staatliche Strafandrohungen setzen den Gehalt dieser Begriffe fest.

Die Entwicklung von Morus' Lehre aus seiner Eigenart und aus Ritters klarer Erkenntnis des englischen Wesens gehört zu den erregendsten Abschnitten von seiner Arbeit.

Im Großen betrachtet kann man die Utopie als einen Versuch ansehen, das säkularisierte Gebiet der Politik wieder unter das Sittengesetz zu stellen und die Bezirke, in denen die Macht sich auswirkt, wenigstens tangential dem christlichen Kreise wieder anzugliedern.

Im IV. Kapitel untersucht Ritter die geschichtliche Auswirkung beider Systeme und die Überwindung des Gegensatzes. „Es gibt für den nachmittelalterlichen Menschen, der um die geheime Dämonie der Macht weiß, zwei Grundformen möglichen Verhaltens: entweder er erkennt sie mehr oder weniger offen an, er bejaht den unaufhebbar naturhaften Charakter des echten politischen Kampfes — und ist dann immer in Gefahr, auf der Stufe des rein Tierhaften, des ‚Löwen‘ und ‚Fuchses‘ steckenzubleiben. Das ist der Typus des reinen ‚Machiavellisten‘. Oder aber: er verhüllt sich den Anblick dieser oft schauerlichen Wirklichkeit durch Illusionen, indem er versucht, das rein vitale Aufeinanderstoßen gegensätzlicher Machtinteressen in einen Rechtsprozeß umzuwandeln, die kämpfenden Gewalten moralisch gegeneinander abzuwerten — wobei er nur allzu leicht zum Heuchler wird.“ Die Tugend des Machiavellisten ist der heroische Kampfwille, die des Moralisten Streben nach Ethisierung und Entdämonisierung der Macht und der



unermüdlische, durch keine Enttäuschung zu lähmende Kampf für die Humanität, der die Entstehung des modernen Völkerrechts überhaupt erst ermöglicht hat. Fruchtbar konnte solches Streben aber nur dann werden, wenn es mit klarer Einsicht in die politische Realität, wie Machiavelli sie lehrte, sich verband. Beide Lehren beherrschten in ihrem Gegensatz die moderne Staatsentwicklung. Die liberalen Nationalisten hatten die Gesinnung, das sittliche Bewußtsein grundsätzlich freigelassen und von den Staatsbürgern nicht mehr als äußeren Gehorsam gefordert, während der neue Nationalstaat es als vordringlichste Aufgabe ansah, die ganze Nation mit einer neuen Staatsgesinnung zu erfüllen, auf der er seine Machtpolitik aufbaute. Das sittliche Bewußtsein der vom modernen Volksstaat erzogenen Nationen des 20. Jahrhunderts hat sich von den Traditionen des christlichen Mittelalters sehr weit entfernt, und der neue Machtstaat hat sich zur politischen Volksgemeinschaft umgewandelt, die sittliches und politisches Bewußtsein ununterscheidbar in eines zu verschmelzen strebt — womit sie freilich auch eine ungeheure, seit Tagen der althellenischen Polis so nicht mehr erlebte Verantwortung für den Fortbestand echter Sittlichkeit und Rechtfertigung übernimmt.

Machiavelli lehrte, daß je nach politischem Bedarf der Machthaber vom geraden Weg des Rechts und der Tugend abweichen könne, Thomas Morus will den Machtgebrauch nur im Dienst der Gerechtigkeit und Freiheit zulassen. Beide gehen an einem entscheidenden Faktor vorüber, der überhaupt in der ganzen Erörterung — von einem einzigen Manne abgesehen — nicht scharf genug gefaßt wird. Dieser Einzige ist Tacitus, dessen visionärer Scharfblick auch sonst durch die Geschichte bestätigt wird. Er erlebte klarsichtig die volle Dämonie politischer Machtkämpfe. Aber er entwickelte keine Theorie der Macht, sondern sah das Dämonische ihres Mißbrauchs in den Charaktereigenschaften der handelnden Personen.

Gewiß ist das Dämonische der Macht Wesensmerkmal des echten politischen Kämpfertums. „Das Dämonische ist nicht reine Negation des Guten; es ist nicht die Sphäre des völligen Dunkels im Gegensatz zum Licht, sondern des Zwielfichts, der Mehrdeutigkeit, des Ungewissen, des zutiefst Unheimlichen. Dämonie ist Besessenheit. Und die Dämonie der Macht ist nichts anderes als jene Besessenheit des Willens, ohne die kein großes Machtgebilde zustande kommt, die aber gleichzeitig gefährlich zerstörerische Kräfte in sich schließt. Daß politischer Aufbau fast nie ohne große Zerstörungen menschlich-sittlicher Werte möglich ist, daß Macht so oft wider Recht steht, daß im Machtwillen des politischen Kämpfers höchste Selbstlosigkeit (im Dienst etwa für eine Idee) sich notwendig mit höchster Selbstsucht verbindet, wenn sie Erfolg haben soll — das alles gehört zur Dämonie der Macht.“

In einer Welt voll Zufällen und bedingt von der Erbärmlichkeit der Menschen läßt sich Macht eben nicht anders als mit *a l l e n* Mitteln erringen und behaupten, ohne daß viel nach Gut und Böse gefragt wird.

Aber entscheidend bleibt der Mensch, der die Macht erringt. Denn es gehört *n i c h t* unbedingt zum Wesen der Dämonie der Macht, daß der, der sie besitzt, auch von ihr besessen wird, daß der Rausch des Erfolges *j e d e n* Machthaber verblendet und ihn über alle Grenzen des Menschlichen hinwegreißt. Es kommt auch hier zuletzt auf den Menschen an, der Träger der Macht wird. Die Idee und die Theorie bleiben in der Luft. In ihrem vollen Inhalt werden sie weder in ihrer Größe noch in ihrer Furchtbarkeit verwirklicht. Es ist der Mensch, der die Entscheidung über Gut und Böse fällt. Die große Idee des Soldaten und des Soldatischen war mit dem geistigen Gut des Scharnhorst und Clausewitz festgelegt in dem Infanterie-Exerzierreglement der alten Armee. Sie zei-



figte den idealen militärischen Führer — und den Soldatenschinder. So die Idee der Macht den geborenen Herrscher — und den Verbrecher. Die geborenen Träger der Macht umhüllt der Hermelin der Macht wie ein Kleid nach Maß. Man sieht sie freilich häufiger auf der Bühne als in der Geschichte, weil die Phantasie eines Dichters leichter einen idealen Träger großer Ideen schaffen kann, als er auf dem normalen Wege der Erzeugung menschlichen Lebens hervor-gebracht wird. So bleiben wir hier bei dem Spiegelbild, das deutlicher wirkt als das lebendige Original: den Gestalten der Dichtung. Die Menschen von der Stange können, wenn der Zufall ihnen die Macht zuteilt, sie selten als eine ihnen zukommende Tracht mit Anstand tragen. Der geborene Träger der Macht kann nur ein Mensch sein, der aus Eigenem, aus der Substanz lebt, weil er stets die unabdingbare Verpflichtung gegen eine höhere Instanz empfindet und leben wird. Ein solcher hat durch sein bloßes Da-Sein aus der selbstverständlichen Sicherheit des eigenen Wesens die Größe und Überlegenheit über die anderen. Er hat den Willen zur höchsten Leistung unter Unterdrückung eigener Schwächen. Ihm ist die Gnade, die den Mächtigen mehr als die Krone ziert, das Mittel, die Härten des Gesetzes, unter dem er selber steht, zu mildern. „Und ird'sche Macht kommt göttlicher am nächsten, wenn Gnade bei dem Recht steht.“ Auch für ihn kann der Weg zur Macht schmutzig sein, sein Ziel ist rein. Er ist der berufene Schöpfer neuer Staatsformen.

Schlimm aber ist es, wenn der Träger der Macht ein Mensch anderer Art, ein schauspielerischer Mensch ist, der täglich sich vor sich selbst durch den Beifall der anderen beweisen muß. Dann wird das Sichemporwerfen über alles Gemeinsame in die Isoliertheit der Größe Theater, und meist schlechtes. Solche Menschen sind gekennzeichnet nicht durch eigenes gesteigertes Sein, sondern nur durch den Willen zu ihm, ohne die Kraft dazu zu besitzen. Sie leben nicht aus eigenem starkem Gefühl und angeborener Vitalität, sondern durch Worte. Die Macht hat für sie keinen Inhalt. Sie fühlen den Zwang, ihre Überlegenheit und ihr Herrscherrecht dauernd mit Worten zu erweisen, sie sind illegitim bis zum Äußersten, Usurpatoren der Macht, die ihnen selber fremd und unheimlich bleibt, wie Paul Fehrer es in seiner „Dichtung der Deutschen“ bei Betrachtung des Hebbelschen Holofernes ausführt, „diesem Barockgebilde aus Wortmuskeln“. Solch gesteigert Grandioses schlägt ins Groteske, ins Komische um. Die böse und funkelnde Dämonie der Macht lockt sie wie Motten ins Licht, in dem sie einmal verbrennen müssen. Ihre Vorstellung von der Macht ist im Grunde eine sehr bürgerliche, da als unentbehrliche Attribute zu ihr für sie Fanfaren und Trompetengeschmetter, große Festen und geredeter Heroismus gehören. Heroismus ist die selbstverständliche, nie berebete Haltung des schweigend kämpfenden Soldaten. Für den Menschen, der nicht zum Machttträger geboren wurde, ist Heroismus Schauspiel und Selbstdarstellung, um eigene Inferioritätskomplexe zu paralysieren. Er nimmt die Geste der Stärke an, ohne die Kraft zur notwendigen Härte zu besitzen, als Ersatz verfügt er nur über die Fähigkeit der Roheit, wie es das Beispiel des Hebbelschen Holofernes zeigt. In dem Reigen der Herrscher Shakespeares, in den Königs- wie in den Märchendramen, finden sich beide Typen in letzter Ausprägung. Und gerade die Usurpatoren sind in ihrer Eindeutigkeit besonders lehrreich. Auch Demetrius gehört letztlich zu ihnen ebenso wie Grillparzers König Ottokar. Solche Machttträger verwechseln meist die Masse mit dem Volke. Als Träger von Staatsideen bleiben sie steril. Sie sind es, die durch ihre Art die Macht, die als Ordnungsprinzip einer säkularisierten Welt nicht zu entbehren ist, kompromittieren und durch



ihre Unfähigkeit nun die einmal gegebene Furchtbarkeit zum Grauen und zum Unsinn machen. Aber auch auf sie ist keine Theorie und keine Erkenntnis von der Dämonie der Macht zutreffend, weil die tragische Fallhöhe nicht bei ihnen, sondern bei den Unterjochten liegt und die Grenze der Pathologie überschritten wird. Sie wissen nichts von der letzten Weisheit des Herrschenden, der nach Laotse's Wort ein großes Reich leitet „sachte, wie man kleine Fischlein brät“. In der Literatur treten sie als vollendete Typen einer Anschauungsform auf — das Leben aber hat in seinen ewigen Kräften genügend Mittel, auch hier ausgleichend einzugreifen.

FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER

## Theologie des Wirklichen

Es war das schlimmste Verhängnis der heute abklingenden „Moderne“, daß für sie das Wissen um Gott in keiner Weise mehr mit dem Wissen um das Diesseitige zusammenstimmen wollte. Theologie, einst die Haupt- und Grundwissenschaft, unter deren Führungsanspruch alle anderen Wissenschaften sich einzuordnen hatten, schien ein peinlicher Anachronismus geworden zu sein, eine Angelegenheit rückständiger und lebensfremder Geister. Ganz in der Stille freilich, zunächst nur dem Kundigen spürbar, bahnte sich schon seit dem Weltkrieg (im Protestantismus hauptsächlich durch die immer stärker sich durchsetzende Nachwirkung Kierkegaards) eine theologische Renaissance an, die trotz aller schier ausweglosen kirchlichen Problematik bereits ihre Früchte zu tragen begann. Die Theologie hat während der letzten Epoche in einem an Schärfe und Nachhaltigkeit nichts zu wünschen lassenden Kreuzfeuer der Kritik gestanden. Alles, was sie seit Jahrzehnten, seit Jahrhunderten versäumt und leider auch verfehlt hatte, schien die derzeitige Theologengeneration abbüßen zu müssen im Fegefeuer eines durchaus nicht immer unverdienten Zeitgerichtes, das sehr wohl auch ein Gottesgericht gewesen sein kann. Es wäre aber ebenso kurzfristig wie ungerecht, wollte man darüber auf die Dauer verkennen, daß die Theologie inzwischen gerade unter diesem Druck einen über- raschend kraftvollen, durchbruchartigen Aufschwung zu nehmen begann und offenbar immer entschiedener zu erleben im Begriffe ist. Auch als Klerikal in keiner Weise interessierter, in kirchlichen Dingen sogar recht kritischer Laie muß man immer wieder mit erfreutem Aufhorchen feststellen, wieviel wertvolle und substanzreiche, ehrliche und aktuelle Bücher heute von deutschen Theologen geschrieben werden — Bücher, die sich schon in Ton und Niveau wohlthuend abheben vom salbungsvollen Kanzelstil unseligen Angedenkens und auch anspruchsvolle Leser zu packen vermögen, weil sie sich tatsächlich an die innerste Problematik des Zeitalters heranwagen. So gewiß die alte Bibel heute wieder von Tausenden Wort- hungriger Menschen mit ganz neuem, frisch aufbrechendem Verständnis durchgeackert wird, so gewiß haben die wirklich Hartholz bohrenden theologischen Autoren schon jetzt wieder ihre zahlenmäßig vielleicht nicht sonderlich umfangreiche, qualitativ aber keineswegs belanglose Leserschaft unter religiös aufgeweckten Laien gefunden. Überall dort, wo man sich von wohlfeilem vulgärem Aufklärer-Ressentiment gegen die „Pfaffen“ freimachte und die religiöse Not des Zeitalters in tätigem Suchen zu überwinden trachtet, ist auch ein neues Verständnis für die



theologische Arbeit erwacht, wie es in solcher Stärke und Tiefe noch vor kurzem unvorstellbar gewesen wäre. Nicht etwa infolge geschickter geistlicher Propaganda; sondern die eiserne Zeit selber hat dafür gesorgt, daß die Frage nach dem Ur-Letzten in aufgelockerten Herzen allerorten immer lauter und dringender hervorbricht. Deutsche Theologie beginnt im Lande Eckharts und Luthers, Lessings und Schleiermachers wieder eine geistige Macht zu werden, und zwar nicht etwa für reaktionäre, in zeitsremde biblizistische Romantik sich verkriechende Gemüter, sondern für daseinsmutige und zukunftswillige Menschen, die keine Weltflucht, wohl aber gläubigtätige Weltgestaltung wollen. Wer das noch immer nicht bemerkt oder bemerken will, übersieht einen der allerwichtigsten geistig-seelischen Faktoren unserer Epoche.

Dieser lebendige Widerhall der theologischen Arbeit hat seinen guten Grund. Theologen und denkerisch bewegte Laien begegneten einander wieder in der zentralen Aufgabe aller echten Wirklichkeits-Erforschung: in einer mit unerbittlichem Ernst in Angriff genommenen Neuerausfassung des Existenzproblems. Unter dem erschütternden Eindruck der Zeitwende seit dem Weltkrieg e dümmerte bei vielen Laien die Erkenntnis auf, daß die Katastrophe des philosophischen Idealismus uns alle zu radikalem Umlernen zwingt. Auch die Existenzphilosophie, so aufrüttelnd und vertiefend sie gewirkt haben mag, ließ bei der entscheidenden Frage nach dem Lebenssinn schließlich doch im Stich. Und gerade im Anschluß an diese Enttäuschung begannen immer zahlreichere, von Haus aus oft keineswegs theologiefreundlich eingestellte Laien über der evangelischen Botschaft neu aufzuhören. Immer mehr drang auch bei ihnen die Erkenntnis durch, daß gerade das Christentum — wohlverstanden das wieder in urchristlicher Strenge aufgefaßte, nicht etwa das fortschrittstelig verharmloste, opportunistisch geglättete Epigonenchristentum — das Existenzproblem in seiner ganzen abgründigen und furchtbaren Problematik aufdeckt. Hier liegt der eigentliche Grund für die von Paul Fehrer bereits vor einigen Jahren zutreffend festgestellte Tatsache, daß das Christentum gegenwärtig trotz aller äußeren Niederlagen unter ernststen Menschen immer größere moralische Eroberungen zu machen anfängt. Weil wir Realisten sind, Realisten freilich im denkbar strengsten, auch die Hinter- und Untergründe alles Menschlichen vollauf berücksichtigenden Sinne, fühlen wir uns von der evangelischen Botschaft neu angesprochen. Weil wir uns dem Leben, so wie es nun einmal ist, rücksichtslos ehrlich zu stellen gedenken, ging uns in einer Art Neu- begegnung mit der Bibel die Einsicht auf: ein unverfälschtes, unideologisches, auch seinerseits dem Leben wirklich sich stellendes Christentum vermag die Abgründe der Wirklichkeit mit einem Tiefblick aufzudecken, welcher der harten, heroischen Wahrhaftigkeit des gegenwärtigen Menschen nur willkommen sein kann.

Was ist es eigentlich, was den aufrichtigen Wirklichkeitsmenschen unserer Tage an den ernst zu nehmenden zeitgenössischen Theologenbüchern immer wieder wohl- tuend überrascht? Doch wohl vor allem dies, daß hier die Wirklichkeit so gesehen wird, wie aufgerüttelte Gemüter sie heute erleben, ohne zweckhafte Schminke und ideologische Verbrämnung. Hier werden die harten Steine dieses Lebens auch wirklich harte Steine genannt, hier kommt die wahre Existenznot des Menschen endlich einmal wieder in aller kreatürlichen Nacktheit ans Licht. Und was den bisher theologiefremden Laien vielleicht am meisten überraschen muß: hier wird endlich einmal die ganze unheimliche Sinnbedrohung offen beim Namen genannt, welcher der heutige Mensch sich ausgesetzt weiß; hier werden auch die härtesten Zweifelsfragen zeitgenössischer Skepsis berücksichtigt, denen die Theologie der Epigonenepoche nur gar zu gern mit apologetischen Allgemeinplätzen auswich. Hier



werden die Probleme, die dem Menschen unserer Tage auf den Nägeln brennen, tatsächlich ernst genommen, ohne Rücksicht darauf, ob sie in kirchlicher Hinsicht genehm und bequem sind oder nicht.

Gewissermaßen als Auftakt zu der hier gemeinten theologischen Wendung erschien vor sieben Jahren, gleichzeitig mit dem deutschen Umbruch (Tübingen, J. C. B. Mohr), ein auffallend freimütiges, systematisch vorzüglich unterbautes, durchaus gegenwartnahes Theologenbuch, das sich schon durch seinen Titel jedem im Heute und Hier dem Ewigen verpflichteten Laien empfehlen mußte: „Wirklichkeitschristentum. Über die Möglichkeit einer Theologie des Wirklichen.“ Sein Verfasser war Georg W ü n s c h, Ordinarius für systematische Theologie in Marburg. Wünsch hatte sich schon früher durch seine im besten Sinne radikale, mit echt protestantischer Offenheit geschriebene, vielbeachtete Schrift „Der Zusammenbruch des Luthertums als Sozialgestaltung“ als einen Theologen erwiesen, der sich mit entschlossenem Zugriff an die von der evangelischen Theologie bis dahin viel zu wenig berücksichtigte s o z i a l e Problematik des Protestantismus heranwagte. Was am „Wirklichkeitschristentum“ von der ersten Seite an fesselt, ist der Eindruck, hier endlich einmal einem Theologen zu begegnen, der „die zweiseitigen Einwände des kirchenseindlichen, ja sogar aus Ehrlichkeit bewußt athe-istischen Menschen“ e r n s t nimmt. Wünsch geht dabei von der Feststellung aus, die Religionsfeindlichkeit des heutigen Diesseitsmenschen werde in ihrer positiven Fruchtbarkeit für die Beantwortung der Frage nach der Wahrheit des christlichen Redens von Gott kirchlicherseits immer noch viel zu wenig verstanden. Wünsch beginnt damit, die tiefste wesenhafte Tragik alles menschlichen Daseins klar herauszustellen, neben der alle andere, nur immanente Tragik verblasen muß. Diese Haupt- und Kardinaltragik der menschlichen Existenz überhaupt ist für Wünsch mit der Tatsache gegeben, daß der Mensch „nur im Erkennen des letzten Ur-Richtigen den Sinn seines Daseins nicht verfehlt, und daß dieses letzte Ur-Richtige jenseits der Totalität des Seienden, im ‚Nichts‘ liegt.“ Wer Verkündigung treibt, muß die mit dieser Ur-Tragik in engster Beziehung stehende innere Existenznot der heutigen Hörer und die daraus quellende Frage verstehen; andernfalls er sich nicht darüber beklagen darf, wenn seine Botschaft taube Ohren trifft.

Wünsch begreift darum auch und wagt es als einer der ersten Theologen rück-sichtslos auszusprechen, wie gründlich sich seit der Reformation die Fragestellung gewandelt hat, in welcher die schmerzlichste Existenznot des Menschen aufbricht. Während der reformatorische Mensch fragte: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“, liegt dem Menschen unserer Zeit eine ganz andere Not und damit eine ganz andere Frage auf dem Herzen: „Gibt es wirklich ein Letztes? Ein Ur-Richtiges? Gibt es Gott?“ Die Frage, ob ich ein Sünder bin oder nicht, bedrängt nach Wünschs Überzeugung den heutigen Menschen weit weniger als die, ob ich den Sinn meines Daseins erfülle oder verfehle. Es geht dem heutigen Diesseitsmenschen nicht so sehr um das „Heil“ als vielmehr „um aktive, sinnvolle Gestaltung seiner Daseins-Sphäre, um verantwortliches Sein und Handeln im Gehorsam gegen das Ur-Richtige.“ Die Grundangst des heutigen Menschen ist darum bei weitem nicht so sehr die Sündenangst als die Daseinsangst überhaupt, die Angst vor dem bodenlosen Wirbel des Relativismus, vor Leere und Sinnlosigkeit. Aber der Mensch unserer Zeit verlangt, wie Wünsch ihm gerechterweise zuerkennt, nach Erlösung aus dieser Verlorenheit mit derselben Glut wie der reformatorische Mensch. Nur daß er dabei nicht so sehr nach Gnade trachtet als vielmehr nach Wissen um den letzten Sinn.



Es ist nun das Bemerkenswerte, durchaus Eigene und Ursprüngliche der von Wünsch vorbildlich vertretenen neuen Wirklichkeitstheologie, daß sie an dieser entscheidend wichtigen Stelle mit allem Nachdruck von jenem supranaturalistischen Kurzschuß abbrückt, der heute so vielen an sich keineswegs irreligiösen Menschen alles theologische Denken von vornherein zu verleiden droht. Unzweideutig offen verwahrt Wünsch sich gegen den „pfäffischen Glaubenshochmut, der aus einer vom Hörer nicht verstandenen sicheren Offenbarungsposition heraus redet.“ Wünsch nimmt den unzerstörbaren Sinngehalt der evangelischen Botschaft heilig ernst und sucht ihn gegen jede opportunistische Verwässerung zu sichern. Aber eben darum bemüht er sich auch, der Skepsis des heutigen Laientums mit einer Verständnisinnigkeit gerecht zu werden, die Anerkennung verdient, weil sie ebenso reinigend wie ausöhnend wirkt. Der heutige Tatsachenmensch, so stellt Wünsch grundsätzlich fest, bringt allem Supranaturalismus gegenüber von vornherein einen starken Illusionsverdacht mit. Aber nicht etwa darum, wie vorschnelles theologisches Urteil oft meint, weil „der böse, sündige Wille in der Gestalt autonomer Hybris“ ihn verblendete und verhärtete, sondern weil eine „heroische, harte Wahrhaftigkeit“ ihn gegen jede möglicherweise drohende Verschleierung der Wirklichkeit behutsam machte. Der Mensch unserer Tage will, wie Wünsch als eine durchaus positiv zu bewertende Haltung anerkennt, das Rätsel des Daseins lieber redlich Rätsel nennen als es sich durch gemütvollen Illusionen erleichtern — „der Zweifel in bezug auf das Ewige, Letzte wird nicht als Schande, sondern als Ehre empfunden: die Ehre der Wahrhaftigkeit.“ Eine solche Feststellung aus dem Munde eines berufenen zeitgenössischen Theologen verdient hervorgehoben zu werden; sie wirkt entgiftend.

Wer des fruchtlosen, weil im Grunde wesensbedingten und darum überhaupt nicht zu schlichtenden Streites zwischen den verschiedenen theologischen und weltanschaulichen Fronten müde wurde, wird schließlich nach der Möglichkeit einer wirklich tragfähigen Ebene für alle religiös ehrlich bewegten Menschen Ausschau halten. Er wird dabei durch die innere Logik der Situation immer wieder auf eine ebenso einfache wie zwingende Frage verwiesen: Wäre es nicht erspriesslicher, wenn wir alle, Theologen oder Laien, dogmatisch festgelegte oder volksgemeinlich Weitherrige, ob christlich Gebundene oder Freireligiöse, zunächst einmal Meinung Meinung, Richtung Richtung sein ließen und uns statt dessen lieber den ganz banalen, aber unweigerlich dringenden Aufgaben zuwenden würden, deren Bewältigung die sintflutartig anschwellende seelische Existenznot des gegenwärtigen religiösen Chaos immer gebieterischer von uns verlangt? Wo anders sollen wir das Ewige suchen als dort, wo es ernst wird im Leben? Wo sonst soll Gott zu uns reden, wenn nicht mitten hindurch die drängendste Not unserer konkreten Gegenwart?

Genau an dieser Stelle sehen die entscheidenden Gedankengänge der neuen Wirklichkeitstheologie ein, wie Wünsch sie in sauber klärenden Prägnanzformuliert hat. Offenbarung ist für diese Theologie überhaupt nur möglich in Beziehung auf die Aufgaben und Nöte der profanen menschlichen Existenz, der jeweils gegebenen geschichtlichen Gegenwart. Die Kirche hat nur dann ein Recht, sich Kirche des Kreuzes zu nennen, wenn sie die Not und Sünde der eigenen Zeit mitleidet. Der Wille Gottes zeigt sich an durch den notwendigen Verlauf der Geschichte und fordert Gehorsam gegen ihn. Maßstab ist die Not, die nach Wendung verlangt, und zwar die jeweils höchste Not — „durch die Not offenbart Gott seinen Ratschluß in der Geschichte“. Der Theologe muß also hellhörig sein für den in der jeweiligen Not der Gegenwart sich vernehmlich machenden Ruf der Geschichte — „wer nicht mit beiden Füßen auf der Erde steht, dessen Herz ist nicht im Himmel.“



Wünsch selber hat inzwischen den Beweis erbracht, daß eine solche Wirklichkeitstheologie mehr ist als ein schönes theoretisches Wunschgebilde. Seine vor kurzem (ebenfalls bei J. C. B. Mohr) erschienene „*Evangelische Ethik des Politischen*“, ein umfangreiches, von erstaunlichem Wissen und meisterhafter Sachbeherrschung zeugendes, von diszipliniertem Tatsachensinn bei warmer und starker Glaubenskraft getragenes Werk, könnte und sollte auch dem skeptischsten Laien wieder die Augen öffnen für die wahre Leistung deutscher Gegenwartstheologie. Es geht — das muß unter dem Eindruck eines derartigen Buches ausgesprochen werden — nicht länger an, die wirklich an der vordersten geistigen Front unseres Zeitalters Stehenden unter unseren Theologen immer noch für wirklichkeitsscheue Obskuranten zu halten. Wünschs neues Werk ist ein einziger, mit fühlbarem innerem Einsatz durchgeführter Versuch, den denkbar konkretesten Lebensbezirk, das für zimperliche Gemüter mit dem Makel des Allzu-Profanen belastete Gebiet des Politischen, als eines der allerwichtigsten Mittel und Werkzeuge nicht etwa nur allgemein religiöser, sondern sogar spezifisch christlicher Glaubensbetätigung darzulegen: „Nicht um das Politische herum kann der christliche Glaube Gottvertrauen und Liebe verstehen und verwirklichen wollen, sondern in ihm und durch es hindurch.“ Eine glühende Ehrfurcht vor der Wirklichkeit des Staatlich-Politischen hat nach des Verfassers eigenem Bekenntnis seine Untersuchungen geleitet, ein scharfer Gegensatz zu denjenigen seiner theologischen Fachgenossen, die der Ansicht sind, diese Wirklichkeit sei für den christlichen Glauben belanglos. Der Staat bedeutet für Wünsch das gewaltigste Instrument des geschichtlichen Kampfes. Er darf darum nicht so theologisiert werden, daß man ihn nach Art mancher Offenbarungstheologen einfach als Sünde oder aus der Sünde erklärt, sondern er ist auch als Instrument des Kampfes Gottes Ordnung und unmöglich ohne — wenn auch verborgene — Beziehung zum Reiche Gottes. Von dieser Überzeugung aus will Wünsch hier seinen Beitrag liefern „zur Überwindung der Zerrissenheit des Volkslebens durch das Auseinanderfallen von Christentum und Politik, Kirche und Staat.“ Nicht nur Staat und Volk sollen zur Einheit kommen, sondern auch ein Weg gefunden werden, das Volk in Gott zu einen.

Versucht man, der vom zeitgenössischen Menschen am Christentum geübten Kritik mit unbefangener Sachlichkeit auf den Grund zu gehen, so stößt man immer wieder auf einen Einwand, der nicht überhört werden darf: daß das Christentum sich nun schon seit Jahrhunderten so auffallend arm an positiver Weltgestaltungskraft erwiesen habe. Wünsch nimmt diesen Vorwurf auf und geht ihm nach, ja er verfolgt ihn zurück bis in die Anfänge des Urchristentums. Er stellt mit erschreckender Offenheit fest, daß Volk und Staat zur Zeit und im Lebensraume Jesu sich in einem völlig ungefunten, widersinnigen Verhältnis zueinander befanden. Infolgedessen stand für die Urchristenheit das Staatliche eben nur am äußersten Rande ihres Interesses. Das Ethos des Reiches Gottes, wie die Bergpredigt es verkündet, vermag einen Staat weder zu bauen noch zu erhalten. Das ist für die schroff eschatologische Haltung des Urchristentums auch gar nicht nötig; denn in Kürze bedarf es für sie eines Staates nicht mehr. An der Entwicklung des Täufer-tums zeigt Wünsch auf, daß die Religion *allein* überhaupt nicht in der Lage ist, einen Wegweiser für das politisch Richtige abzugeben; denn dieses hat seine eigene Problematik in der Wirklichkeit des Staates. Die Trennung des Staates von der Kirche war darum ein Reinigungsprozeß, der den Staat erst zu sich selber, zur Freiheit seines Wesens freimachte.

Aber kann diese Trennung den Zweck haben, Staat und Religion nun über-



haupt beziehungslos nebeneinander zu belassen oder gar sie gegeneinander zu verfeinden? Kommt im fast niemals ruhenden Kampf zwischen Staat und Kirche nicht vielmehr die Notwendigkeit zum Ausdruck, beide in das richtige Verhältnis zueinander zu setzen? Was Wünsch zu dieser Frage sagt, gehört zum Fruchtbarsten seines ergiebigen Buches und kann gerade dem politisch denkenden Laien eindrucksvoll vor Augen führen, wie aktuell die angeblich so rückständige Theologie sofort zu werden vermag, sobald sie sich wirklich an die offenen Fragen des Zeitalters heranwagt. Wünsch betont, man habe bisher am Begriff des Politischen viel zu oft übersehen, daß das Politische die Tendenz hat, sich selber aufzuheben. Wo gäbe es Kriege, die ihren Sinn nicht im Frieden gesehen hätten? Im Politischen steckt die Hoffnung auf Erlösung; es tut sein Werk in der heimlichen Absicht, sich durch sein Werk überflüssig zu machen. Hier aber muß, wie Wünsch scharf erkannt hat, der Dienst des Glaubens am Politischen einsetzen. Der Glaube lehrt die Grenze des Politischen beachten. Gewiß steht das Politische für den Glauben irgendwie verborgen im Zusammenhang mit dem Reich Gottes, aber es ist nicht selbst selbst Reich Gottes. Gewiß ist es von Gott her bestimmt, aber es ist nicht selber Gott. Eine lebendige Kirche kann und soll dem Staate dazu mitverhelfen, daß er seine Aufgabe aus dem Ewigen und in der Ausrichtung auf das Ewige versteht.

Man hat immer wieder gefragt: Muß nicht zwischen Staat und Kirche ewiger Kampf sein? Stehen sich hier nicht Mächte gegenüber, die sich ausschließen? Wünsch gibt eine Antwort von untadeliger methodischer Sauberkeit: Staat und Kirche sind trotz aller Wesensverschiedenheit zum **Miteinander** bestimmt; zum echten Miteinander freilich gehört, daß jeder der beiden Partner sein Ur-eigenes wahrt, aber gerade in dieser Wahrung sich mit dem andern findet. Solange beide Partner demselben Ziel, nämlich der Sache Gottes, dienen, kann es zwischen ihnen eigentlich keinen Kampf geben. Die Tatsache des Kampfes zeigt vielmehr an, daß entweder beim Staat oder bei der Kirche oder aber im Verhältnis beider zueinander etwas nicht in Ordnung ist. Jeder Friede, der auf Kosten der Selbstständigkeit des einen oder andern Partners geht, wäre ein falscher Friede. Die Theokratie Konstantins war eine ebenso schiefe und darum dem Untergang verfallene Lösung wie der Cäsaropapismus des alten Rußland. Auch das ist keine Lösung, daß Staat und Kirche sich überhaupt nicht umeinander kümmern — das wäre toter Friede, Kirchhoffriede. Schon Görres betonte, das einzig gesunde Verhältnis von Staat und Kirche werde am besten durch das der beiden Brennpunkte einer Ellipse bezeichnet, die beide zur Konstruktion des Ganzen notwendig sind. Auch Wünsch fordert ein Verhältnis beider Partner, das man als das der autonomen Solidarität und ungekränkten Gegenseitigkeit bezeichnen könnte. Staat und Kirche müssen auch nach seiner Überzeugung gegenseitig voneinander frei und doch vereint, in Distanz und doch in Solidarität zueinander, jedes selbständig und doch in Frieden miteinander sein, und zwar in einem **a k t i v e n** Frieden des Zusammenwirkens am selben Objekt und auf dasselbe Ziel hin — „so daß sie sich gegenseitig sehr viel angehen, indem eines das andere nötig hat.“

Es gehört zu den wichtigsten Leistungen der gelegentlich auch von Wünsch berücksichtigten neureformatorischen Theologie, daß sie den zentralen Gedanken des Königtums Christi endlich wieder in seiner ganzen Bedeutungsschwere ans Licht stellte. Da Christus für Luther vor allem der Sünderheiland war, trat dieser Gedanke bei ihm spürbar zurück; insolgedessen verlor im Protestantismus auch die Idee des Gottesreiches viel von ihrer dynamisch-historischen Gewalt. Das ist heute anders geworden. Im Gegensatz zu allen säkularistischen Bestrebungen, welche die



Religion zur Privatsache herabdrücken und die evangelische Botschaft zu einer belanglosen Erbauungsangelegenheit für die Einzelseele verharmlosen möchten, haben die wirklich vom Evangelium angesprochenen Menschen unserer Tage wieder begriffen: Jesu Anspruch ist ein Weltanspruch, Christus ist Völkerschicksal. So gewiß die Kirche sich unter allen Umständen peinlich davor zu hüten hat, selbst Politik treiben zu wollen, wenn sie nicht ihre ureigenste Sendung verraten soll, so gewiß ist sie trotzdem kraft jenes Weltanspruches Christi ein politicum, an dem die Welt nicht vorübergehen kann. Das Neuerwachen dieser Einsicht hängt eng zusammen mit einer anderen, die wir vor allem Kierkegaard verdanken: wir verstanden wieder, daß die Gestalt Jesu ärgerlich ist, unaufhebbar ärgerlich bleiben muß, solange der Glaube fehlt. Jeder Versuch, die Härte dieses Argernisses opportunistisch abmildern zu wollen, würde die evangelische Verkündigung sofort ihres eigentlichen Salz- und Sauerteig-Charakters und eben damit auch ihrer wahren, wirklichkeitsbewältigenden Kraft berauben. Gerade das ärgerliche, das allen von ihm noch nicht im Innersten angesprochenen Gemütern anstößige Evangelium hat allein die Macht, uns gegen die gefährlichsten Klippen unserer nach Kierkegaards Ausdruck „tückischen“ Menschenexistenz zu sichern, in der jeden Augenblick das Entsetzliche auf uns lauern kann.

Ein wirklichkeitsverbundener Theologe wie Wünsch sagt gewiß ebenso klärende wie aufweckende, vorbildlich gegenwartnahe Dinge über das Verhältnis von Evangelium und Diesseits. Man kann jedoch selbst über seine Ausführungen nicht vergessen, daß heute auch dort Wirklichkeitstheologie getrieben wird, wo man das Motiv des Argernisses noch entschiedener in den Vordergrund rückt. Wünsch hat vollauf recht, wenn er immer wieder darauf dringt, die entscheidende Not der jeweiligen historischen Gegenwart religiös als Wegweiser zu nehmen. Aber ist diese jeweilige dringendste Not des Zeitalters nicht immer wieder seine geheimste, am peinlichsten verdrängte und am geflüstertlichsten überschminkte? Ist es nicht immer wieder diejenige, die auch nur zu nennen ein Wagnis bedeutet? Diejenige, angesichts deren wir sonst so beredten Menschen meist so lange zu schweigen pflegen, bis nach Jesu furchtbar herbem Wort die Steine sie herausschreien? Wer das nicht einsah, wird nie voll begreifen, worin eigentlich der heute so leidenschaftlich umstrittene Absolutheitsanspruch des Christentums begründet ist. Bei Wünsch findet man den erquicklichen Satz: „Im Glauben erst kann der Mensch radikal wahrhaftig sein, weil er durch ihn erst fähig wird, sein Dasein bis zum letzten rätselhaften Grunde aufzureißen.“ Hier ist der Punkt getroffen, an dem der religiös aufgerüttelte Mensch unserer Zeit sich von lebendiger Theologie wieder angesprochen fühlt. Nur eine Verkündigung, welche die innerste, die einsamste und heimlichste Existenznot des Einzelnen so schlagend, so weckend beim Namen nennt, wie keine andere Stimme es vermag, wird wirklich das Ohr der Zeit besitzen. Nur sie hat das Recht, sich im ernstesten, härtesten Sinne des Wortes Wirklichkeitstheologie zu nennen. Nur dort, wo der Entscheidungscharakter der evangelischen Wahrheit in seiner ganzen Unerbittlichkeit begriffen wurde, wird die Theologie sich wieder Gehör verschaffen können.

In diesem Sinne möchte man sagen: Theologie des Wirklichen, wie das Gewissen der Zeit sie erfährt, wird dort getrieben, wo man das unaufhebbar Ärgerliche der evangelischen Botschaft von Grund auf neu und unmittelbar erfaßte. Wo man in vollem Ausmaße begriff, was es eigentlich besagen will, daß schon Jesu erster Jünger der bitter ärgerlichen Erfahrung inne werden mußte: „Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen.“



## Kurt Kluges bildkünstlerisches Werk

Wenn auch durch Kluges plötzliches Abscheiden sein literarisches Lebenswerk mitten in der reichsten Entfaltung und Auswirkung jäh abgebrochen ist, werden die unvergleichlich lebenskräftigen Gestalten seiner Bücher den Namen Kurt Kluge im Bewußtsein der deutschen Leser fortklingen lassen. Und Kluges eigene, nicht minder unvergleichliche Gestalt lebt wenigstens in der Erinnerung all derer fort, die ihm einmal, und sei es auch nur in flüchtiger Begegnung, nahegetreten waren. Aber der ganze so ungewöhnlich weit ausgreifende Umriss, die Vielgestaltigkeit und Strahlungskraft dieser singulären Persönlichkeit konnte doch nur im näheren, durch längere Zeit fortgesetzten Umgang einigermaßen übersehbar und wirksam werden.

So ist denn auch ein sehr wesentlicher Teil von Kluges Lebens- und Schaffensinhalt, sein bildnerisches Künstlertum, heute wohl kaum mehr als der Tatsache nach allgemeiner bekannt. Denn seit einer Reihe von Jahren schon hatte Kluge kaum mehr Gelegenheit und Muße gefunden, dem unablässig strömenden Drang literarischer Eingebungen sich zu entziehen, um irgendeiner bildnerischen Gestaltung Raum zu geben. Vielleicht hätte ein bedeutender öffentlicher Auftrag, wie zuletzt der auf die Kriegerehrung in Güstrow (1932), ihn verlocken können, seinen Platz am Schreibtisch eine Zeitlang zu verlassen. Aber dürfen wir es, im Hinblick auf die so vorschnell zu Ende gegangene Lebenszeit Kluges, unbedingt bedauern, daß solche Aufträge ihm nicht mehr zuteil wurden? — Ja und nein. Denn die Erscheinung des Graphikers und Bildhauers Kluge ist gewiß nicht weniger eigenförmig und einprägsam als die — eigentlich erst im letzten Jahrzehnt seines Lebens entschieden und sieghaft hervorgetretene — Erscheinung des Schriftstellers Kluge.

Die Aufforderung des Herausgebers, in diesen Hefen das Andenken an das bildkünstlerische Lebenswerk Kurt Kluges festzuhalten, kommt meinem eigenen Wunsch entgegen, da es mir, wie wohl nur wenigen, möglich sein wird, gerade darüber in erster Linie aus eigenen persönlichen Erinnerungen zu berichten.

Diese Erinnerungen reichen zurück bis zum ersten Hervortreten Kurt Kluges in seiner Vaterstadt Leipzig im Frühjahr 1912. Kluge hatte mich — der damals als junger Privatdozent die Kunstberichte für das „Leipziger Tageblatt“ schrieb — um einen Atelierbesuch gebeten unter Hinweis auf eine bevorstehende Kollektivausstellung im Kunstsalon seines späteren Graphikverlegers Beyer. Daß der Kritiker doch auch vom Künstler selbst brauchbare Aufklärungen empfangen könne, wie Kluges Brief anzudeuten wagte, das fand ich in der Tat bestätigt bei unserer Aussprache in dem kleinen Arbeitsraum, den Kluge damals noch mit seinen Studienblättern und Radierungsplatten im Hause seines Vaters bewohnte. Denn die Arbeiten, die ich da zu sehen bekam, waren wirklich nur als unmittelbare Ausstrahlung der Persönlichkeit ihres Urhebers recht verstehbar. Und diese Persönlichkeit selbst offenbarte sich zudem als ein so fesselndes und aufschlußreiches Exemplar der Menschengattung Künstler, daß wie von selbst an jenen ersten Atelierbesuch sich weitere Begegnungen angeschlossen und in der Folge eine mehr

und mehr freundschaftliche Verbundenheit sich anbahnte, die erst jetzt, durch Kluges Tod, ihr äußeres Ende gefunden hat.

Schon in den ersten Jahren unseres Verkehrs hatte bei Kluge sich zu entfalten begonnen der eigentümliche Dualismus seiner künstlerischen Einstellung, der dann auch dem vielseitig verzweigten Schaffen seiner späteren Meisterjahre das besondere Gepräge gegeben hat: auf der einen Seite eine fast wissenschaftliche, technologische Leidenschaft zur praktisch experimentierenden Ergründung aller Möglichkeiten des Werkstoffs und der Werkzeuge, der ganzen Realien des künstlerischen Schaffensprozesses; und damit verknüpft, in geradezu polarer Gegensätzlichkeit, eine auf den Grundlagen weitreichender humanistisch-literarischer Kultur sich aufbauende, fein differenzierte Geistigkeit, für die das Kunstwerk zunächst und vor allem Mitteilung seelischer Inhalte bedeuten mußte.

Solchem doppelseitigen Verlangen aber, als Künstler im vollkommensten Sinn Handwerker zugleich und Poet zu sein, bot sich gerade die Radierung als das gegebene, nach beiden Seiten gleichermaßen ergiebige Betätigungsfeld dar. Radierische Tätigkeit in Einzelblättern und zyklischen Folgen standen denn auch für Kluge zunächst durchaus im Vordergrund.

Was aber in dem ausgedehnten graphischen Schaffen Kluges überhaupt und schon von allem Anfang an sich ausdrückt, ist ein in Motiv und Stimmung seltsam tiefstoniger, frühgereifter Ernst; also eine bei dem 25jährigen doch recht ungewöhnliche Geisteshaltung. Bei dem jungen Kluge war sie hervorgerufen und auch im thematischen Inhalt und Titel seiner Radierungszyklen näher gekennzeichnet durch gewisse eingreifende Erlebnisse jener Jahre, durch den Tod der Mutter und dann durch das Mitkämpfertum in den ersten Flandernschlachten von 1914, aus denen er schon im Spätherbst, mit halb zerstörtem rechtem Arm in die Heimat entlassen wurde. Dazu kam, in künstlerischer Hinsicht Kluge unmittelbar befruchtend und vorantreibend, der ihm zuteil gewordene nähere Umgang mit einzelnen bedeutenden Persönlichkeiten, mit Max Klinger, mit dem Dichter Dehmel, etwas später auch mit dem Gewandhausdirigenten Arthur Nikisch. Klinger — in seinem etwas verwitterten Habitus und der schrullenhaften Verbissenheit seines Wesens, für seine Heimat Leipzig jedenfalls immer noch die große, stadtbekannte Verühmtheit — Klinger war es, der durch sein Beispiel, aber auch durch ausdrückliches persönliches Zureden Kluge dazu bewog, es auch seinerseits mit der *Plastik* zu versuchen. Richard Dehmel aber, dessen markante Züge Kluge schon in einer Radierung hatte aufzeichnen dürfen, saß ihm im Sommer 1913 für eine Porträtbüste, die, obwohl Opus 1 von Kluges Plastikwerk, doch schon die volle Sicherheit und Reife plastischen Gestaltens und darüber hinaus eine höchst lebendige Verkörperung der besonderen geistigen Potenz dieses idealen Modells offenbart.

In stärkerem und allmählich vorherrschendem Umfang wandte sich Kluge etwa seit 1915 der neu ergriffenen bildhauerischen Tätigkeit zu. Nicht ohne eine gewisse äußere Nötigung, da er eben doch infolge seiner Kriegsverletzung in der subtilen Handhabung des graphischen Werkzeugs sich bisweilen etwas behindert und allzu rasch ermüdet fühlte. Der an sich von der Graphik her noch näher liegende Weg zur *Malerei* ist von Kluge gleichfalls und wohl auch schon vor dem Weltkrieg gelegentlich beschritten und danach, wenn auch nur eine Zeitlang und mehr nebenher, verfolgt worden. Besonders erinnerlich sind mir einige große Landschaften aus den von ihm so sehr geliebten Gefilden seiner Thüringer Stammheimat. Es sind dieselben Szenerien, die er dann neuerdings als stimmunggebenden landschaftlichen Hintergrund seiner Kortüm-Geschichten literarisch verewigt hat.



Damals entstanden auch figürliche Gemälde und Bildnisse, bei denen Kluge, von seinem besonderen Interessiertsein für Material- und Technikfragen getrieben, die Malweise der alten Meister — auf weißgrundierter Holztafel mit selbst zubereiteten Pigmenten und Bindemitteln — ausprobt. Vor allem aber mußte es ihn als Plastiker locken, dem ganzen Umkreis bildnerischer Gestaltungsarten in den verschiedenen Werkstoffen und Prozeduren nachzugehen. Nur mit Ton und Knechtholz zu arbeiten und das so fertiggestellte Originalmodell alsdann — wie meist üblich, unter Vorbehalt letzter eigenhändiger Retuschen bestenfalls — durch technische Hilfskräfte in Marmor oder in Bronze übertragen zu lassen, solches Abseitsstehen des schaffenden Bildners beim Werdeprouzess der eigentlichen endgültigen Zielform seines Werkes konnte Kluge unmöglich befriedigen. Zunächst, in der kurzen Übergangszeit des propädeutischen Sicheinarbeitens in das neue plastische Arbeitsgebiet, konnte es ihm pflichtmäßig geboten erscheinen, außer dem Modellieren auch die Meißelarbeit am Steinblock und die ganzen Modalitäten des Gussverfahrens in persönlicher Beobachtung und Praxis von Grund aus kennenzulernen. Dabei aber verspürte er schon allzu deutlich die seltsame Anregungskraft des unmittelbaren manuellen Kontakts mit dem Material und seinen formgestalterischen Möglichkeiten, als daß er in der Folge darauf hätte verzichten mögen.

Was ihn von all diesen Dingen auf die Dauer am stärksten fesselte und schließlich ganz in ihren Bann zog, war die geheimnisvolle Welt der metallplastischen Arbeiten und besonders die Technik des Bronzegusses. Nicht genug, daß er dessen chemikalische Voraussetzungen und geschichtliche Entwicklung mit fast gelehrtenhafter Leidenschaft zu studieren begann: er ruhte nicht, bis er sogar eine eigene Gießeinrichtung besaß. Und wenn deren Einbau, mitsamt ihrem umständlichen Zubehör, sein Atelier immer mehr zur eigentlichen „Werkstatt“ im altmeisterlichen Sinn werden ließ, so konnte ihm dies nur lieb sein. Ich erinnere mich noch der freudigen Aufregung, mit der er mir dies neue Inventar und seine Handhabung vorführte, und der Stunde, die ihm erste wohlgelungene Güsse aus seinem Ofen bescherte.

Inwieweit allerdings dieser ganze große Einsatz an Mühewaltung, Zeit- und Geld- und Gedankenaufwand auch dem eigentlich künstlerischen Schaffen unmittelbar zugute kam, könnte fraglich scheinen. Immerhin werden wir dabei an ein illustres geschichtliches Gegenbeispiel uns erinnern dürfen, an Michelangelo, der als Bildhauer — im wörtlichsten Sinn — gerade bei der Meißelarbeit am Marmor die letzten, entscheidenden Eingebungen empfing und überdies, aus leidenschaftlicher Lust an dem edlen Material, oft monatelang in den Marmorbrüchen verweilte, um schon die Auswahl und erste Herrichtung der Blöcke persönlich zu überwachen.

Für Kluge waren es im übrigen die auf solchen Nebenwegen gewonnenen Einsichten und Erfahrungen, die ihn nachmals in so einzigartigem Maße befähigten für die Aufgaben seines Lehramts in Charlottenburg wie auch zur pflegerischen Wiederherstellung wertvoller alter Denkmäler und für seine gemeinsam mit einem Archäologen betriebenen Untersuchungen antiker Großbronzen.

Jedoch das alles darf nur als eine ungewöhnliche und darum in der Öffentlichkeit stark beachtete Sonderanlage Kluges gelten, die der Entfaltung seines eigentlichen schaffenden Künstlertums keinesfalls im Wege stand; vielmehr gewannen Kluges plastische Arbeiten von ebendaher die gleichfalls ungewöhnliche Besonder-

heit einer immer wieder unbedingt persönlichen, von Fall zu Fall individuell abgestimmten Formgebung.

Kluge gehört seinem Geburtsjahrgang nach (1886) in die Altersstufe der ersten Expressionisten. Und eine gewisse Verührung mit der formalen wie mit der geistigen Haltung des Expressionismus tritt uns in seinem graphischen Werk da und dort entgegen. (Am augenfälligsten in einzelnen Steinzeichnungen des Zyklus „Der große Krieg“, 1915.) Als Plastiker aber ist er dieser Zeitströmung zunächst durchaus ferngeblieben. Ihre subjektiven Abstraktionen mußten ihm während der ersten Etappe bildhauerischer Betätigung doch noch allzu gewagt erscheinen. So führte ihn sein Weg von anfänglich etwas unentschiedener Stellungnahme zwischen impressionistisch-malerischer Bewegtheit und fast antikisierend strenger Idealistik allmählich zu einem allerdings vornehmlich ausdrucksbetonten Reifestil von ruhevoll gesammelter, stets naturnaher Schlichtheit und Kraft.

Davon zeugen vor allem die Monumentalwerke der Zeit um 1930, die Krieger-erhrungen in Berlin (Alexander-Regiment) und Güstrow sowie der ihnen vorausgegangene „Schildkrötenbrunnen“ in Marburg, während die früheren Entwicklungsstadien am deutlichsten in einigen Bildnisbüsten zu überschauen sind. Davon besonders aufschlußreich in der Vergleichung der anmutvolle, zart modellierte Marmorkopf der eigenen Gattin und die nicht lange danach ausgeführte Eisengußmaske der Dichterin Ilse von Stach, wo die feinbeselte Geistigkeit des Modells eine ihr so wohl entsprechende straff geformte, aber auch den besonderen Gegebenheiten des kriegsmäßigen Ersatzmaterials vorzüglich angepasste Ausprägung gefunden hat.

Doch am unmittelbarsten konnte Kluges eigenes Naturell sich aussprechen in einer Reihe kleinformatiger Bronzearbeiten, in denen er, ohne Bindung an einen Auftrag von anderer Seite, irgendeinem persönlichen Antrieb folgte. Noch dazu in der ihm besonders willkommenen Voraussicht, solche bildnerischen Konzeptionen bis zur abschließenden Ausführung in der Hand zu behalten, d. h. sie in der eigenen Gießerei, unter beständigem, persönlich zugreifendem Disponieren, von der Legierung der Gußmaterie bis zur letzten Phase des Rohgusses und seiner Ziselierung, Gestalt gewinnen zu lassen.

In der vielgestaltigen Kleinwelt dieser Bildwerke stehen, nicht zufällig, religiöse Thematika im Vordergrund. Wer Kluge näher kannte, weiß, daß ihn dabei keinesfalls die in der Zeitstufe des Expressionismus allgemein vorhandene Vorliebe für derartige Motive geleitet hat; weiß auch, daß ihm nichts willkommener gewesen wäre, als Werke aus diesem Darstellungsgebiet für die ihrem Gegenstand allein wesensgemäße Aufstellung und Funktion im kirchlich-kultischen Rahmen schaffen zu können.

Daneben aber konkretisiert sich in manchen Kleinbronzen Kluges ganz einfach irgendeine menschlich einprägsame Gestalt oder Situation der Alltagswirklichkeit. Und hier ist es, wo die ungewöhnliche Personalunion des literarischen Menschen-darstellers und des Bildhauers Kluge sich einmal ganz augenfällig auswirkt. Denn die schlagende Plastizität gewisser Figuren der Klugeschen Bücher hängt doch eben gerade damit zusammen, daß bei der Niederschrift dieser Bücher das Beobachtungs- und die formgestaltende Hand des Plastikers mit am Werke gewesen sind.



## Aus der Familiendchronik

... Meine Nachfahren werden aus diesen Blättern erkennen, daß sie abstammen von Bauern und Handwerkern. Aus diesen Urständen des Volkes stieg die Familie dann in den Beruf des Lehrers, nicht des wissenschaftlichen Lehrers, sondern des wirklichen Lehrers des Volkes, des Mannes also, der dem Volke von Landleuten und Handwerkern den Geist zugänglich macht.

Ich bin der erste in unserer Familie, der seine Lebensarbeit an die Gestaltung geistiger Erlebnisse gesetzt hat — jedoch nie und in keiner Stunde im rein geistigen Raume lebend, sondern, wie meine Vorfahren, fest und ganz bewußt fußend auf dem fruchtbaren und segenbringenden Boden des Handwerks. Ich habe nicht nur unbeschadet, sondern wesentlich zum Gelingen meiner geistigen Aufgabe festgehalten an der Linie meiner Vorfahren. Es soll nie vergessen werden, daß in allem Schwanken, Untergehen und Aufsteigen nur dieses Eine wirklich festruht unter Gottes Sonne: Die Scholle unserer Erde. Sie birgt Tod und Leben. Aber der Hände Werk ringt ihr den Segen ab. Vergesse die Erde und das Handwerk nicht: Der Geist schwebt nicht im Leeren — der lebendige Geist — sondern er wurzelt unlösbar in ihr und in ihm. ...

Berlin, 25. Oktober 1931.

Kurt Kluge.

PAUL FECHTER

## 150 Jahre Grillparzer

Unter den Versen Franz Grillparzers findet sich ein merkwürdiges Gedicht aus dem Jahre 1828. Es ist an Paganini gerichtet und lautet:

Du wärst ein Mörder nicht? Selbstmörder du!  
Was öffnest du des Busens stilles Haus  
Und stößt sie aus, die unverhüllte Seele,  
Und wirfst sie hin, den Gaffern eine Lust?  
Stößt mit dem Dolch nach ihr und triffst;  
Und klagst und weinst,  
Und zählst mit Tränen ihre blut'gen Tropfen?  
Dann aber höhust du sie und dich,  
Brichst spottend aus in gellendes Gelächter!  
Du wärst kein Mörder? Frevler du am Ich,  
Des eignen Leibs, der eignen Seele Mörder!  
Und auch der meine — doch ich weich' dir aus!

Dieser Ausbruch ist vielleicht das aufschlußreichste Selbstbekenntnis des Dichters, ein Schrei gegen die Kunst, wie er ihn nicht oft so ungedämpft ausgestoßen hat. Der ganze Grillparzer ist darin, der erste moderne Dichter neben Kleist, der nur aus dem Unmittelbaren zu gestalten vermag und zugleich die Entblößung haßt und fürchtet, ausweicht, wo er ihr nur ausweichen kann, und doch unter dem Schicksal des Frevlers am Ich steht, der Glück und Elend jedes künstlerischen Menschen ist. Der Wissende spricht, der die Regungen und Wege der Seele nur zu genau kennt und damit selber den Gestaltenden in sich blendet: der Mann, der als einer der letzten das tragische Weltgefühl der großen Dichtung mitbrachte — und doch nichts wollte, als der Tragödie entgehen, den dunkeln Träumen sein Hinab zurief und nur des Innern stillen Frieden suchte, der ihm Zeit seines Lebens versagt blieb.

Es muß eine seltsame Umwelt gewesen sein, in der der Hofrat Grillparzer sein Dasein verbrachte. Der Zeitgenosse Goethes lebte im phantastischen Reich der Dichtung, von ihrer Wirklichkeit bei der Begegnung mit dem Dichter des Faust zu erschütterten Tränen hingerissen; diese Welt aber wandelte sich unter seinem Blick, verlor die gesicherte Festigkeit von Form und Sitte und begann sich wie bei Kleist zu lösen in die dämonische Wirklichkeit des Lebens, der nichts von den großen Vorstellungen der gereinigten Bezirke der Klassik standhielt. Grillparzer wuchs auf in der Zeit des Wilhelm Meister und der Braut von Messina: in ihm war der Glaube an die große Welt der Dichtung, aber seine Seele griff vom Österreichischen her über die Grenzen der Weimarer Antike hinaus in die natürliche Internationalität seiner Heimat, die vom Spanischen bis zum Ungarischen, vom Mittelmeer bis zum Hradschin reichte — und kam so zu ihren eigenen inneren Wirklichkeiten. In die Umwelt des Hofrats Grillparzer ragten noch die Säulen der Iphigenienwelt; aber die Menschen seiner Tragödien sind nicht mehr unter ihnen zu Hause, so wenig wie Kleists Penthesilea. Schon Medea wird aus der hellen Griechenwelt verbannt — und die junge Priesterin der Aphrodite verbrennt an der ersten Glut des wirklichen Lebens, das mit der blassen Wärme des gedämpften Glaubens, dem sie dient, nichts gemein hat. Die Welt des Geistes versinkt, das Jahrhundert der Wirklichkeit, der historischen wie der des Menschen, steigt herauf: aus den Trägern des Tragischen wachsen die sehr untragischen Gefühle des Lebens, das Sensuelle schiebt sich vor das Abstrakte — und das alles in der Seele eines Mannes, dem schon vor diesem Beginn des Realen graut, der sich am liebsten aus dem Chaos heraushielte, weil er weiß, daß die Entscheidung Glück oder Leben vor dem Aufsteigen dieser Welten hinfällig wird. In dem Augenblick, in dem das Leben aus dem Unmittelbaren einsetzt, beginnt die Unrast, das Ruhelose; Glück aber ist allein Ruhe und Frieden — Sein im Gegensatz zum Werden. Der Mensch Grillparzer wehrt sich gegen den Dichter Grillparzer, der ihm nicht nur die Seele, sondern ihren Frieden mordet; die Verse gegen Paganini sind ebenso gegen den Frevler am eigenen Ich gerichtet.

Selten hat sich ein Zeitwandel an einem Menschen so tragisch offenbart wie an Grillparzer. Er hat trotz Kleist die ersten modernen, d. h. wirklichen Menschengestalten jenseits der Abstraktionen der Klassik auf die Szene gestellt: man hat zuweilen das Gefühl, daß er selbst etwas wie Angst vor diesen Gebilden seiner Seele empfunden hat. Die Wandlung des Königs Alfons in der Jüdin von Toledo, wenn er am Ende noch einmal die tote Geliebte sah, und plötzlich ist ihm alles an ihr fremd und fern und etwas, dessen Beziehung zu ihm er von



sich abstreifen, abwischen muß — all das, was Grillparzer dort in der großartigen Bühnenweisung umschrieben hat, ist erste innere Wirklichkeit auf der Szene, wie sie bis dahin kaum ein zweiter so gestaltet hat. Noch persönlicher, dem inneren Wesen seines Dichters verwandter, ist der alte Bankban und sein Gegenspieler Herzog Otto, vielleicht die modernsten Gestalten, die Grillparzer schuf. Bankban mit seinem Willen gegen die Macht, seiner Verneinung des Unmittelbaren und seinem christlichen Heroismus des Lebens gegen sich, aus dem Nicht-Sein heraus, ist neben dem Kaiser Rudolf des Bruderzwists die Gestalt Grillparzers, der er am meisten von dem eigenen Gefühl zur Welt, von seiner persönlichen Abneigung gegen alles Tun mitgegeben hat. Wenn nach Schinkels klugem Wort an einem Werk das Kunst ist, was neu an ihm ist, so ist Bankban ein Gipfel in Grillparzers Schaffen — und ebenso der junge Herzog, die hemmungsloseste Gestalt der deutschen Bühne, die hier unmittelbar neben ihrer christlichsten steht. Es ist ein weiter Weg von Franz Moor bis zu Herzog Otto: es ist der Weg vom Leben aus dem bühnenmäßig Wirklichen zum jeweils Neuen, seelisch Wirklichen, d. h. zum Modernen.

Der Mann aber, der dieses schuf, lebte zugleich unter den Vorstellungen der klassischen Tragödie, suchte Zugang zum tragischen Menschen, obwohl seine persönliche Sehnsucht und seine Einsicht das Untragische war. Grillparzer war der erste, der erkannt hatte, daß die Tragödie, die noch der Traum des künstlerischen Menschen auch in ihm war, in der heraussteigenden Zeit des Lebens aus der Wirklichkeit und den von ihr gesehten Beziehungen keine Gültigkeit mehr hatte. Er versuchte sie in der Historie anzusiedeln, die von alters her ihre verdächtige Heimat war, und sah wohl, daß er diese Historie als Umwelt der Tragödie selber unwirksam machte, indem er durch ihre vergangene Wirklichkeit plötzlich den heißen Atem der unmittelbaren Gegenwart brechen ließ, dem keine Tragik etwas anhaben kann. Grillparzer formte Tragödien und ließ sie durch das Unmittelbare seiner Gestalten selbst wieder aufheben. Hebbels Herzog Albrecht in der Agnes Bernauer rast noch Wut und Rache, wenn man ihm die Geliebte erschlägt, und vergift sie erst über der Süßigkeit der Macht, die der Vater ihm zum Ausgleich übergibt: Grillparzers König Alfons, dem man die kleine Rahel mordet, bringt die Kraft dazu aus sich selber nicht mehr auf. Er muß erst zu der Erschlagenen hineingehen, um an ihrem Anblick zu lernen, Unmensch zu sein gegenüber gleichen — und macht dann die entgegengesetzte Erfahrung. Er verliert sein Gefühl und damit sein Recht: er streift sein bisheriges Leben aus dem Augenblick ab und beugt sich dem, was ist, dem angeblich Dauernden. Das Leben ist für Grillparzer nicht mehr Kampf, wie für die Zeit der Tragödien, sondern etwas ganz anderes. Er hat gesehen, daß das, was die Menschen Wesen nennen, gar nicht Wesen ist, sondern Gewohnheit, Erziehung, irgend etwas jenseits der Natur; die Wahrheit des Lebens ist ganz etwas anderes. Wie sagt König Alfons zu dem alten Isaak?

„Wir sind nur Schatten,  
Ich, du und jene andern aus der Menge;  
Denn bist du gut: du hast es so gelernt,  
Und ich bin ehrenhaft: ich sah nichts anders.  
Die Welt ist nur ein ew'ger Widerhall  
Und Korn aus Korn ist ihre ganze Ernte.  
Sie aber war die Wahrheit, ob verzerrt  
Al', was sie tat, ging aus aus ihrem Selbst,  
Urpöblich, unverhofft und ohne Beispiel.  
Seit ich sie sah, empfand ich, daß ich lebte.“

Ist aber das Urplötzliche, Unverhoffte die menschliche Wirklichkeit, nicht das durch Gewohnheit oder Erziehung Seiende, Dauernde, so fallen alle Voraussetzungen der Tragik: eine neue Welt steigt heraus, über der ferne schon der Schatten Frank Wedekinds auftaucht, der noch viel mehr von dieser unfassbar unwirklichen Wirklichkeit des Lebens wußte, dafür aber auch nicht mehr versuchte, Tragödien zu schreiben.

Abschied von der Tragödie steht über dem Schaffen Grillparzers — Abschied in den letzten großen Tragödien der ausklingenden Zeit des Geistigen. Unmittelbar neben ihm steht Hebbel, der auch ganz genau um das Ende der tragischen Zeit wußte und dieses Wissen in Tragödien gestaltete. „Was liegt denn auch in Schleiern, Kronen oder rost'gen Schwertern, das ewig wäre?“ — Das ist ebenso Abgesang wie die Worte des Königs in Toledo; nur daß der eine vom erlebten Gefühl, der andere von der erlebten Einsicht herkommt. Über Grillparzer hing die Wolke Schopenhauer: in Hebbel zerfiel die Welt Hegels. Hebbel gab sein Erbe weiter an Henrik Ibsen, der seine Analyse hinübertrug in die bürgerliche Welt; Grillparzer blieb mehr als zwei Menschenalter ohne Erben. Was er zu geben und zu tragen hatte, wurde erst sichtbar, als die klassische Welt unterging in der Bildungsdichtung und neues Leben aus dem Leben selber, nicht mehr aus Kunstvorstellungen wachsen mußte. Es ist mehr als Konstruktion, wenn man eine Linie zieht von Grillparzer zu der späten Welt Hauptmanns und Wedekinds: er ist der Vorläufer, der es auf sich nahm, als erster die Konsequenzen zu tragen, die die Anerkennung des Lebens als des neuen Elements der Dichtung für die mitbrachte, denen der Abschied von der Klassik noch Scheiden von einem Stück persönlichsten gelebten Lebens war.

Man könnte fragen, wie weit diese schicksalsmäßige Wendung im Bereich des Überpersönlichen bedingt war vom persönlichen Schicksal und der inneren Struktur Grillparzers. Auch da ist wahrscheinlich ein Unrecht gut zu machen: der Vorwurf des Quietismus, den man dem Dichter des Märchenspiels „Der Traum ein Leben“ oft gemacht hat, wird sich bei tieferer Einsicht kaum halten lassen. Gewiß: er fürchtete sich vor dem Unmittelbaren — aber doch nur, weil er es aus eigenster Erfahrung nur zu genau kannte. Und wer so wie er um Höhen und Tiefen des Lebens weiß, wer so viel mitbringt, muß trotz allem mehr gelebt haben als die meisten derer, die den Hofrat Grillparzer wegen seiner passiven Haltung zur Welt gescholten haben. Gewiß, er hielt zuletzt wie Bankrott, wie Kaiser Rudolf nicht allzuviel von der Macht und der Tat und den Leidenschaften: er tat das, weil er sie kannte, und noch mehr, weil er die Folgen ahnte, die sich ergeben mußten, wenn einmal mit den Formen und Bindungen der Kunst und des Lebens seiner Jugend eine formlose Welt emporstieg und keinen Gegner mehr fand. Die Verse an Paganini bekommen von solcher Betrachtung aus eine tiefe prophetische Bedeutung: der Frevel der Romantik war in ihnen von einem erkannt, der nur zu genau um die Konsequenzen wußte, die diese Kunst einmal auch für das Leben mit sich bringen mußte.



# LEBENDIGE VERGANGENHEIT

## Franz Grillparzer (1791–1872)

### Zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages

Das Traurigste in den Ereignissen der letzten Zeit besteht nicht in dem Unglück, das sie über die Gegenwart gebracht haben, sondern darin, daß der Glaube an die Perfektibilität der Menschheit, an die sogenannte Erziehung des Menschengeschlechtes darin höchst wankend geworden ist. In dem Augenblicke, als man die Welt auf einer weiß Gott wie hohen Stufe der Bildung glaubte, kommt der Tag der Prüfung, und sie steht schlechter und albernere da als jemals. Ja, sie zeigt geradezu die Erscheinungen einer abwärts gehenden oder sich auflösenden Kultur. Das ist kein hypochondrischer Pessimismus, denn es kann allerdings ein Mann oder ein Ereignis alles wieder ins Gleichgewicht bringen. Aber das Unberechenbare außer Rechnung gebracht, dürfte es unserer Bildungsperiode nicht anders ergehen, als es der griechischen und römischen vor uns ergangen ist. Das natürliche Denken durch ein künstliches Gedankenspiel verdrängt; die Vorurteile entfernt, aber durch keine Urteile ersetzt; die Empfindung nur noch in der Selbstsucht lebendig; Autorität und Vertrauen erloschen und die Rechtsschaffenheit einer erlogenen oder geträumten Großartigkeit untergeordnet: wo wäre da noch ein fester Punkt, an den man den Hebel für ein Emporziehen des Versunkenen ansetzen könnte?

★

Da die Deutschen noch bescheiden nach alter Weise,  
Sagt' ich gern ein Wort zu ihrem Preise,  
Nun aber, da sie sich selber loben,  
Fühl' ich mich fürder der Müß' enthoben.

★

Wie groß sind die Fortschritte der Menschheit, wenn wir auf den Punkt sehen, von dem sie ausging; und wie klein, betrachten wir den Punkt, wo sie hin will.

★

In gewissen Ländern scheint man der Meinung: drei Esel machten zusammen einen gescheiten Menschen aus. Das ist aber grundfalsch. Mehrere Esel in concreto geben den Esel in abstracto, und das ist ein furchtbares Tier.

★

### Strauß

Was machst du, Freund, so viel Spektakel,  
Kehrst uns den Glauben um nach neuer Regel?  
Ich mind'stens glaube lieber zehn Mirakel,  
Als e i n e n Hegel.

★

Wie sehr dich die Lage des Vaterlands drängt,  
 Bewahr deine Kunst dir als reine,  
 Wer sich in die patriotischen Kleien mengt,  
 Den fressen die politischen Schweine.

★

Mir schien es immer höchst lächerlich, wenn man ein Volk in seinen Bewegungen anlagte und tadelte. Der Mensch ist ein selbständiges, freiwillendes und demgemäß handelndes Wesen höchstens dann, wenn er allein ist.

Der Geist der Menge ist blind und aufs Notwendige gerichtet, wie die Kräfte der Natur. Die mutige Begeisterung des Unkriegerischen in der Schlacht und der panische Schreck, der auch die Tapfern ergreift, sind nur einzelne, aber sichere Belege hierzu. Daher ist, was ein Volk tut, immer gut, wie diese Welt gewiß die beste ist, und wer über das, was geschieht, sich ärgert, kommt mir ebenso töricht vor als einer, dem nicht recht wäre, daß das Feuer warm und Eis kalt macht.

★

Wenn man in neuester Zeit gar so viel Wesens von der Bewahrung der Nationalitäten macht, so sollte man bedenken, daß, was die Nationen voneinander unterscheidet, mehr ihre Fehler als ihre Vorzüge sind — und, wenn Vorzüge, gerade ihr Hervortreten eine Übertreibung oder nicht gesunde Mischung beurfundet.

★

„Ich will!“ ist ein gewichtig Wort,  
 Spricht mit sich selbst der Mann;  
 Doch steht gegenüber er der Welt,  
 So gilt doch nur: „Ich kann.“

# R u n d s c h a u

In majorem Dei gloriam. Wenn wir uns nicht sehr täuschen, so gehen wir Zeiten entgegen oder befinden uns schon mitten in ihnen, wo es für manchen Menschen und besonders für manchen Geisteserschaffenden wieder einen Gewinn bedeuten wird, wenn er irgendwann einmal im richtigen Augenblick auf quälende innere Zwiespalte um den Wert seiner Existenz und den Lohn seiner Mühen sich selbst die alte verschollene Antwort aus dem Begriffsschatz der mittelalterlichen Theologie „in majorem Dei gloriam“ erteilt. Diese Formel, die immer etwas von ihrem lapidaren Gehalt in einer Übersetzung verliert und deshalb auch in keiner neueren Sprache einen gleichwertigen knappen Ausdruck gefunden hat, geisterte bisher recht planlos in unserem christlichen und humanistischen Erinnerungsgut herum. Ja, sie hatte in protestantischen Ländern ihren ursprünglichen Sinn beinahe eingebüßt und wurde allenfalls ironisch zitiert, wenn man erinnern



wollte, daß zur höheren Ehre des Christengottes u. a. auch die Ketzer und Heren verbrannt worden waren. Eine solche Überdehnung ihres spekulativen Gehaltes brauchen wir nun für die Zukunft wohl nicht wieder zu befürchten. Wir meinen vielmehr, daß das Wort in ganz wörtlichem und natürlichem Sinne wieder von Bedeutung werden kann und daß man den süßen Kern seines himmlischen Trostes aus neuen Bedürfnissen von neuem entdeckt. Was will denn dieser Ausdruck eigentlich besagen? Will er für den fragenden Menscheng Geist nur gleichsam eine polierte und genormte Marmorplatte abgeben, die sich gut über die Gräber so mancher unaufgelöster Probleme passen läßt; so wie eine autonome Philosophie häufig überhaupt den Gottesgedanken als ein Ende und eine geglättete Kapitulation alles menschlichen Denkens ausgelegt hat? Lassen wir diese Frage zunächst noch offen, so steht doch fest, daß in unserer Formel an die schwierige Beziehung von Glauben und Ruhm, von transzendtem und immanentem Unsterblichkeitssehnen des Menschen gerührt wird. Es besteht, was man auch immer neuerdings über eine „belohnungsüchtige Jugend“ spotten mochte, ein natürliches Anerkennungsverlangen im Menscheng Geiste, wenn er sich in höheren Graden mühen und anspannen soll. Dieses Anerkennungsverlangen verquickt sich nun auf eine überaus tiefe Weise, ohne kurzerhand desavouiert oder mit oberflächlichen psychologischen Erwägungen niedergeschlagen zu werden, gerade in dieser Formel mit dem darin vorausgesetzten Glauben an Gott, an seinen unendlichen Sinn und seinen unendlichen Vorrang. Man muß einige Schritte in der Geistesgeschichte rückwärts tun, um die volle Bedeutung solcher Beziehungen zu ermessen. Hatte man sich im letzten Jahrhundert, das u. a. durch die Bewegungen des Liberalismus und Individualismus ausgezeichnet war, nicht über die Gerechtigkeit der Welt einer optimistischen, allzu optimistischen Täuschung hingegeben! Man hatte gemeint, daß der Mensch lediglich aus immanenten, menschlichen Erwägungen heraus seine moralische und geistige Höhe halten könne, indem jeder moralische Einsatz, jede geistige Mühe, jede überlegene Anspannung ihrem Träger zwangsläufig auch den entsprechenden Lohn und Rang innerhalb der menschlichen und geschichtlichen Tageswelt verschaffen würden. Ergab sich hier wirklich einmal eine schwierigere Discrepanz, nun, so führte man den Begriff der „Nachwelt“ ein, der damals erst mit der vollen Leidenschaft des Geistes heraufbeschworen und mit seelischen Inhalten erfüllt wurde. Damit hängt es zusammen, wenn eben seit jenem Jahrhundert der menschliche Geist sich in seinen Schaffensprozessen vom Gottesgedanken und seiner ständigen inneren Gegenwart frei gemacht hat. Um seines eigenen süßen Ruhmes willen begann der seitdem auch sozial emporgestiegene Künstler, Denker oder Forscher zu schaffen und sich zugleich als prometheische Persönlichkeit zu fühlen, die unter Umständen sogar die Ehre der Zeit verachten konnte, weil sie von dem sicheren Bewußtsein um so höherer Geltung bei der Nachwelt getragen wurde. Dieses Bewußtsein hing aber, ohne es zu ahnen, an dem Glauben, daß die „öffentliche Sphäre“ immer eine „objektive“ sein werde und sich von den lenkenden Akten einzelner oder gruppenhafter Kräfte früher oder später wieder befreien könne. Man glaubte nicht, daß auch Ruhm und Geltung sozusagen als große Naturkräfte einmal in die Hand des Menschen genommen werden könnten. Im Bereich solcher Kausalitäten hat sich nun heute für manchen Blick vieles verwirrt, mehr vielleicht verwirrt, als tatsächlich durch gelegentliche falsche Verteilungen von Ehren und Preisen in Wirklichkeit auf längere Sicht verwirrt bleiben dürfte. Wie diese Entwicklungen sich aber auch gestalten mögen, die große Schlussfolgerung aus dem übersteigerten Individualismus eines ganzen Jahrhunderts, der fast alle seine künstlerischen und philosophischen Potenzen

mit dem Makel der Eitelkeit signiert hat, kann immer nur reinigend und heilend sein. Die einzig konsequente Folgerung nämlich, daß all unser Mühen und Anspannen, unsere moralische und ästhetische Haltung in Werk und Leben in keiner irdischen Rechnung auf Ruhm, Ehre und sichtbare Wirkung jemals aufgehen, sondern vor dem durchbohrenden Gefühle des Nichts früher oder später doch zusammenbrechen müßten, wenn ihnen nicht durch den Gottesgedanken im allgemeinen, durch den an den „Ruhm“ Gottes in dieser besonderen Problematik ein Ausgleich gegeben würde. Was hätte die Bildhauer, die die oberen Plastiken einer indischen Pagode meißelten, bewogen, diese Arbeit nicht minder sorgsam als die in den anschaulichen unteren Teilen der Tempel auszuführen, wenn nicht der tröstende Gedanke „in majorem Dei gloriam“? Was vermag die Mühe eines heutigen „Journalisten der Architektur“ zu adeln, wenn er einen Ausstellungsraum mit letzter geschmacklicher und kompositorischer Anstrengung einrichtet, obwohl er doch weiß, daß all dieser Aufwand nur ein paar Tagen dient, wenn nicht „in majorem Dei gloriam“? Der frisch schaffende Künstler stellt sich vielleicht solche Sinnfrage nur selten; es kann aber doch sein, daß die Wirklichkeit mit ihren Widersprüchen sie ihm einmal nahe, allzu nahe an den Leib bringt, und dann ist es gut, wenn man ihrer Schärfe nicht gänzlich unvorbereitet gegenübersteht, wenn man weiß, daß die Menschheit in ihrer Geschichte darüber Gültiges gedacht und an verschwiegenem Ort in den Archiven ihrer Begriffsentwicklung niedergelegt hat. Ein kleines erinnerndes Wissen nur, aber von großer und unter Umständen lebensrettender Kraft.

Otto Gmelin, der Dichter des „Mädchens von Zacatlan“ und des Marich-Romans vom Neuen Reich, ist im Alter von vierundfünfzig Jahren gestorben. Ein sehr kultivierter, gepflegter Schriftsteller mit Haltung und Discretion der Mittel ist mit ihm dahingegangen, ein Mann abseits allen lauten Gebarens, bester Träger deutscher Kultur aus den Bereichen der großen alten Bildungswelt des Humanismus. Aus alter Familie des deutschen Südwestens war er über den Lehrberuf zum Schreiben gekommen, ohne je Lehrhaftes in seine Bilder aus der deutschen Vergangenheit zu verschleppen. Otto Gmelin hatte das Glück gehabt, vor dem Kriege ein paar Jahre in Übersee, in Mexiko, verbringen zu können: so hatte er die Freiheit des Blicks von draußen bekommen und das Gelöstsein vom allzu bodenständig Eingeeengten. Er hatte den selbstverständlichen alten Kulturglauben, den alle die haben, die in die Feuerbachwelt gehörend nicht so sehr aus dem Unmittelbaren als dem gereinigt und gesteigert Mittelbaren leben: Gefühl und Wissen durchdrangen einander bei ihm, gingen in eine Einheit und gaben dem, was er schrieb, eine gemilderte Kraft, die ebenfalls ein wenig an das nobel gedämpfte Grau der heroischen Bilder des Malers Feuerbach erinnerten. — Der erste von Gmelins Romanen, der ihn weithin bekannt machte, war „Das Angesicht des Kaisers“, ein Porträt des zweiten Friedrichs von Hohenstaufen, das in seiner wissenden Vertiefung bereits weit über den üblichen historischen Roman hinausging. Man spürte das Streben nach dem geistigen Wesensbild, das die Georgezeit zu fixieren suchte, ohne daß die Gestaltung des Dichterischen darunter gelitten hatte. Ein Seitenstück zu diesem Buch wurde der Marich-Roman, ein ausgesprochenes Zeitbild aus der Gotenzeit Ostroms und dem Einbruch Marichs in Italien. Um die Gestalt des Gotenkönigs baute Gmelin nicht nur die seiner Gegner auf, sondern zugleich den Hintergrund der ganzen Zeit: man sah im Lesen die ganze Welt des Balkans in belebter Bewegtheit, ein Stück Ver-



gangenheit wurde Gegenwart und zugleich Träger der handelnden Menschen. Aus einer ganz anderen Welt kam das Mädchen von Zacatlan, die zarte merikanische Geschichte, aus der man am meisten vom Wesen des Dichters Smelin erfuhr. Hier klang etwas aus seinem Leben mit, ein Stück der eigenen Vergangenheit — und in diesem Klang vernahm man die Stimme des Menschen, der sonst immer mit gelassener Noblesse schweigend hinter seinem Werk zurücktrat.

**Polyhymnia läßt sich gehen.** In seinen klugen, ernsten und kenntnisreichen musiktireoretischen Schriften, die ihn *mano destra* auch unter die bedeutendsten Musikschriftsteller reihen, hat sich Hans Pfitzner einmal ausführlich dem Problem der Jazzmusik gewidmet; besorgt, erschrocken, ein wenig auch resigniert, wie man es von einem großen traditionsbewußten Musiker kaum anders erwarten konnte. Pfitzner hat hier ein echtes Problem gesehen. Er hat gefühlt, daß von dieser Seite her gerade wegen der unleugbaren „Qualitäten“ und Tiefenwirkungen des Jazz der abendländischen Musikentwicklung eine ernsthafte Gefahr drohe, die durch einfache Verbote kaum aus der Welt geschafft werden kann. Wir experimentieren nun zur Zeit eine Entziehungskur vom Jazz mit noch unentschiedenem Erfolg durch, indem wir ihn einerseits zu europäisieren und seines betörend erotischen Aromas zu entledigen versuchen. Andererseits versuchen wir ihn aber auch zu ersetzen und hierbei das übersteigerte rhythmische und melodische Reizbedürfnis des modernen Menschen wieder auf ein gemäßigteres und gesunderes Maß zurückzudrauben. Es gibt ja ein inhaltsreiches Jahrhundert deutscher Unterhaltungsmusik, das von Josef Lanner bis zu Franz Lehár reicht und einschließlich des zuletzt genannten Meisters der Wiener Operette zwar schon einmal auch innerhalb seiner Sphäre für tot gehalten wurde, das nun aber in unseren Tagen hauptsächlich durch Gnaden der Radiowellen ein unerhörtes Auferstehen feiern konnte. Ein großer Musiker, Johannes Brahms, ist es gewesen, der der musikalischen „Unsterblichkeit“ einen Zeitraum von dreißig Jahren eingeräumt hatte. Heute aber sehen und erleben wir, daß niemals geradezu für „unsterblich“ gehaltene Jünger Polyhymnias mit lockeren Einfällen noch nach hundert, nach fünfzig, vierzig, dreißig Jahren die halbe europäische Menschheit zu entzücken und zu unterhalten vermögen. Ob wir nun an Namen wie Franz von Suppé oder Karl Millöcker, Karl Zeller oder die drei Strauß, Walter Kollo oder die noch lebenden Großkönige dieser Sphäre, Eduard Künneke, Paul Lincke, den schon genannten Lehár u. a. denken mögen. Künstler anderer Gebiete könnten gelegentlich neidisch werden; nicht nur auf die Wirkungsbreite, die man mit „Musik“ erreichen kann, den Namen, den man sich hier zu erwerben vermag, sondern nicht zuletzt auch auf das Honorar, das sich hier offenbar verdienen lassen muß an einem einzigen viel gespielten Stück, heiße es nun „Südländ der Alpen“ (eine übrigens bestimmt geistreiche und „musikalische“ Suite des in dieser Sparte beachtlichen jüngeren Komponisten Ernst Fischer), oder nenne es sich Glühwürmchenidyll, Mühle im Schwarzwald, Frühling in Toskana, Viktoria regia und wie die blumigen Namen solcher Tonstücke sonst lauten mögen. Nicht daß es überhaupt „Unterhaltungsmusik“ neben der ernsthaften eigentlichen musikalischen Kunst gibt, ist hierbei das Problem, sondern daß diese geradezu das Zeitalter zu bestimmen scheint durch ihr großes quantitatives Übergewicht wie aber auch durch eigentümliche qualitative Einbrüche in die Bereiche der ernsten Kunst. Es ist heute nicht mehr damit getan, daß man diesen Sektor musischer Produktivität, so wie es noch die klassische Ästhetik tun konnte, einfach aus der ästhetischen Betrachtung unter der nichtsagenden Kategorie „Kitsch“ als unkünstlerisch oder

vorkünstlerisch auszuschließen vermag. Franz Lehár hat immerhin die Goethemedaille erhalten, und es ist sicher, daß „ernstere“ Musiker als er ihn deswegen doch nicht „überwunden“ hätten oder als schöpferische Vorstufe in sich „enthalten“ würden, sich aber nur schämen, solche leichte Musik überhaupt aus sich herauszulassen. Die Schichten des Geistes bilden vielmehr, wie es scheint, vollkommen in sich abgeschlossene Welten, und Talent und Inspiration sind Werte, die sich in ihren verschiedenen Vollkommenheitsgraden in allen diesen Schichten zu verwirklichen vermögen, die aber allein zuletzt (und nicht der „Geist“) über die lebendigen Wirkungen und Resonanzen eines schaffenden Menschen entscheiden. Nur scheint eben die damit gegebene Gefahr bei der Musik größer zu sein, die Wirkung breiter zu verlaufen als bei parallelen Manifestationen anderer Geistesgebiete, wie z. B. bei der Populärphilosophie, beim Unterhaltungsroman, bei der Dekorationsmalerei usw. Der moderne Mensch hat offenbar eine betont musikfüchtige Seele; er ist auf Grund einer gewißlich „schlechten Gewöhnung“, die die großen, weltverändernden Erfindungen der Radiotechnik und des Grammophons weidlich ausgenutzt, hervorgerufen und dann wieder gesteigert haben, auf eine tägliche Dosis „Musik“ in vielen Fällen so eingestellt, daß eben dorthin wie zu einer offenen Wunde alle seine Sensibilität rascher und wacher hingeleitet werden kann als in andere Reizzone des Geistes. Das war beim Jazz in einer geradezu strukturgefährdenden Weise der Fall. Die Leidenschaft hat sich aber beim „Verbrauch“ und Genuß unserer autochthonen „leichten“ Musik nur in der Intensität gemildert. Wir sind gewissermaßen aus musikalischen Schnapsäufnern zu Biertrinkern geworden, über deren Krankheitsentwicklung man sich indessen minder ernste Gedanken machen kann, als Hans Pfitzner sie seinerzeit in einer febrigeren Sphäre desselben allgemeinen Leidens ausgesprochen hat. Ausgesprochen hat mit dem nur schlecht verhüllten melancholischen Bewußtsein, daß die ernste, die eigentliche Musik mit dem Anbruch des Massenzeitalters wohl niemals wieder die Gewalt über den Menschen in seiner Gesamtheit gewinnen wird, wie sie sie von den heiligen orphischen Ursprüngen der Musik her noch bis in die Tage der großen deutschen Romantik besessen hat.

**Segen der Sünde.** Wenn ein Mann sein Wort bricht, indem er etwas unterläßt, was er versprach, oder etwas tut, was er feierlich absagte, so verliert er sein Gesicht bei allen anständigen Leuten und hat in Zukunft keinen Anspruch auf irgendeine Glaubwürdigkeit mehr. Wenn einer für solche Untreue sogar noch Geld nimmt, wächst die Verachtung ins Riesengroße. Wenn aber einer zweimal sein Wort bricht und damit viel Geld verdient und alle Welt sich freut über solchen Wortbruch und seine Wiederholung und ihn von Herzen gutheißt, dann kann das nur Leo Slezak sein, der sich mit seinem neuen Buche, dem zweiten Nachfolger seiner „Gesammelten Werke“, zum „Rückfall“ bekennt (Stuttgart, Rowohlt. RM 4,80). Das ist ein großartiges Buch geworden, und man freut sich, den Tenor, Schauspieler, Plattenbesinger, Radioerzähler und Filmhelden von seinen Erfahrungen aus seinen Anfängen und aus der Ruhmes- helle, von kleinen und großen Begebenheiten seines Lebens mit dem ganzen ihm eigenen Humor, mit der großen Liebe zur Kunst und zum Leben plaudern zu hören. Man hört auch ohne jedes peinliche Gefühl von den familiären Intimitäten im Leben mit Frau und den Kindern und der Oma, wie es für einen Mann der Öffentlichkeit nicht ungewöhnlich ist. Herrlich, wie er von seinen Improvisationen, dem Schrecken der Direktoren und Regisseure, erzählt, und herrlich die Anekdoten, von denen nur eine vom großen Possart hier ihren Platz finden soll:



„Nach dem ersten Akt der Generalprobe im Prinzregententheater saßen wir Kameraden im Konversationszimmer beisammen und warteten den Umbau auf der Bühne ab. Da trat Possart ein. — Alles erhob sich respektvoll. Er hatte ein Wurstbrot in der Hand und meinte leutselig: „Ja, ja, meine Liebsten, auch Generalintendanten müssen frühstücken.“ Nachdem wir das ehrfurchtsvoll zur Kenntniss genommen hatten, setzte er sich zu uns und begann von der großen Sängerin Milka Ternina zu schwärmen. „Diese Ternina ist eine herrliche Frau, eine wundervolle Künstlerin, eine Gottgesandte — wie sie geht, wie sie schwebt, ach, und wie sie singt — ein begnadetes Weib! Wir müssen uns alle glücklich schätzen, Zeitgenossen der Ternina sein zu dürfen.“ In diesem Augenblick öffnet sich die Türe und der Theaterdiener Strehle meldete: „Herr Generalintendant, soeben hat Frau Ternina für heute den Lohengrin abgesagt.“ — In demselben Tonfall sagte Possart: „Diese talentlose Kanaille bringt mich noch ins Grab.“ — Wunderbar unterstützt Meister Gulbranson die Persiflagen, die vor dem rückfälligen Sünder durchaus nicht haltmachen, durch seine genialen Striche, außerdem bringt das Buch viele eigene Aufnahmen. Gesegnet sei die Sünde, die so vielen Menschen Freude bringt!

## Aus Briefen und Schriften deutscher Musiker

Es lebt immer noch der alte Gott! Derjenige, welcher wegen jedem Unfall, den Gott schickt, so lärmt, zeigt wenig Vertrauen auf Gott, der besser als wir einfältigen Geschöpfe weiß, was und wie uns dieses und jenes, was wir nicht voraus einsehen, für unser und unserer Kinder Seelenheil notwendig ist.

Ich habe Wahrheit und Verblendung einzusehen gelernt, und die Erfahrung durch unzählige Beispiele überzeugt mich, daß man nicht genug für die Erziehung der Jugend sorgen kann, die wir vor Gott verantworten müssen. Wie viele Eltern werden zur Hölle fahren, denen nur um die Wollust, Kinder zu erzeugen, zu tun ist, um die Erziehung aber sich wenig kümmern, da man, sonderheitlich bei dieser Zeit, hundert Augen und Ohren haben soll, um die Mädchen vor Verführung zu hüten.

Leopold Mozart (1719 — 1787).

Das Herz adelt den Menschen.

Das Mittelding, das Wahre in allen Sachen, kennt und schätzt man jetzt nimmer. Um Beifall zu erhalten, muß man Sachen schreiben, die so verständlich sind, daß es ein Fiacre nachsingen kann, oder so unverständlich, daß es ihnen, eben weil es kein vernünftiger Mensch verstehen kann, eben deswegen gefällt.

Wolfgang Amadeus Mozart (1756 — 1791).

Durch Kunst und Wissenschaft sind die besten, edelsten Menschen verbunden.

Höheres gibt es nichts als der Gottheit sich mehr als andern Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten.

Empfehlst euren Kindern Tugend; sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld. Ich spreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich selbst im Elend gehoben; ihr danke ich, nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte.

Ludwig van Beethoven (1770 – 1827).

Aus dem tiefsten Grund meines Herzens hasse ich jene Einseitigkeit, welche so viele Elende glauben macht, daß nur eben das, was sie tun, das Beste sei, alles übrige aber nichts.

Franz Schubert (1797 – 1828).

Wer das Schlimme einer Sache nicht anzugreifen sich getraut, verteidigt das Gute nur halb.

Es waltet in jeder Zeit ein geheimes Bündnis verwandter Geister. Schließt, die Ihr zusammengehört, den Kreis fester, daß die Wahrheit der Kunst immer klarer leuchte, überall Freude und Segen verbreitend.

Robert Schumann (1810 – 1856).

Die Kunst hat kein Vaterland. Alles Schöne sei uns wert, welcher Himmelsstrich es auch erzeugt haben mag.

Carl Maria v. Weber (1786 – 1826).

Die Musik ist die universelle Sprache der Menschheit, durch welche das menschliche Gefühl sich einst allen Herzen in gleichverständlicher Weise mitteilen kann, während sie außerdem den verschiedenen Nationen die mannigfaltigsten Dialekte darbietet, je nachdem deren Ausdrucksweise dem Geist der einen oder der anderen besser entspricht.

Der Mut ist der Lebensnerv aller unserer besten Eigenschaften; sie verkümmern ohne ihn; ohne Mut ist man nicht einmal genügend klug! Prüfen, nachdenken, berechnen, wägen sind wichtige Handlungen, ganz sicher. Aber dann heißt's: sich entscheiden und handeln, ohne viel umzusehen, woher der Wind weht und welcherlei Wolken vorüberziehen.

Die Geschichte lehrt uns, daß jede Richtung durch das Prinzip ihr Ende findet, welches ihr das Dasein gab. Ihre Blüte dauert nur so lange, bis sie die letzte Konsequenz dieses Prinzips entwickelt hat. Von diesem Augenblick an entfalten sich neue Ideen.

Franz Liszt (1811 – 1886).

Wahrhaftigkeit ist die unerläßliche Bedingung alles künstlerischen Wesens wie nicht minder alles Wertes eines guten Charakters.

Zwei Wege für den Helden: Despot, mit Sklaverei, Märtyrer, mit Freiheit.

Jede bloße Kraft findet eine noch stärkere Kraft: sie selbst kann es also nicht sein, worauf es ankommt.

Ein Feind, der sich der Lüge und Verleumdung bedienen muß, kann keine wirkliche Macht haben.

Richard Wagner (1813 – 1883).

Ich kenne nur eines, was Selbsterhebung über unabwendbares Leid, unerseßlichen Verlust verleiht: Unterordnung der Personen unter Ideen. Die Beschäftigung mit Ideen ist der beste Ableiter von allen persönlichen Lebensmühen.

Vertrauen wir auf die Sense der Zeit, die an so manchem irdischen Knoten zum alleinschneidigen Schwerte wird!

Der Schlüssel zum Verständnis einer Erscheinung liegt in der Erkenntnis aller Hauptmomente ihres Werdegangs.

Hans von Bülow (1830 – 1894).



# Von fremder Hand geschrieben das kleine Wort „Gefallen“

## Erzählung

### II.

Sie öffnete die Türe und trat in das Haus. Ein großer, gotischer Heiliger stand drohend im Einfall der schwachen Dämmerung. Als die Wandleuchten aufflamnten, lächelte er gut und nachsichtig aus barocken Mundwinkeln. Hilde hängte Hut und Jacke in den Vorraum. Sie wusch ihr Gesicht, das der Spiegel ihr blaß, verweint und müde zeigte. Sie horchte in die Stille des Treppenhauses hinauf. Wie ernst war dies Haus. Abgedunkelt, verlassen. Eine leere Muschel, in der die Spannungen einstigen Lebens sich nicht lösen konnten. Hilde ließ das Licht brennen, sie fand, dann war sie nicht so allein, das Licht war gut zu ihr in dieser schweren Stunde. Sie ging in das Zimmer, in dem der Schreibtisch stand. Es war schön in diesem Raum. Die Leselampe warf ihren messingfarbenen Lichtschein über die vielen bunten Bücherrücken in den flachen Regalen. Vorsichtig hob Hilde den braunen Holzkasten ans Licht und entnahm ihm die Briefe. Sie bezwang ihr Herz und wendete den festen, gelben Umschlag, der Karls Anschrift trug. Das Wort, das eine fremde Hand geschrieben hatte, stand fürchterlich deutlich da. Wer war denn bei Ilse gewesen, in der Sekunde, als sie es las? Und wer war bei der jungen Ilse gewesen, als sie so rasch aufeinander die beiden anderen Briefe zurückbekommen hatte mit dem gleichen grauenvollen kurzen Wort „Gefallen“? Der älteste trug das Datum Mai 1917, die Anschrift lautete: Herrn Stabsarzt Dr. Jürgens, Feldlazarett I, Charleville.

„Lieber, lieber Papa,

es ist so spät, mein Traumbaum steht in einem matten Silberschein, der leise in der Morgendämmerung verschwebt. Ich muß Dir noch schreiben, Papa, ich bin so glücklich. Ich habe mich verlobt. Bitte, bitte, schimpf nicht erst, es ist nichts mehr zu ändern, wir haben auch zwei Flaschen von Deinem besten Moselwein getrunken, und das Schlimmste ist: Helmuth hat auf Deiner Albani gespielt, unterm Traumbaum, lieber Papa, und nun kommt das Allerschlimmste: Helmuth spielt viel besser als Du! Er spielte die Kavatine von Raff und die Romanze von Svendsen, die ich so liebe. Ach, lieber Papa, mir ist ein Herz geschenkt worden, bedenke doch, Papa! Ich will Dir alles von Anfang an und ohne zu mogeln erzählen, aber schimpf nicht, es hat gar keinen Zweck.

Ich ging vor 14 Tagen vom Kolleg mit Lisbeth Beckmann noch für einen Augenblick auf den Alten Zoll. Wir hatten bis zum Auswachsen Paragraph 57 ‚Verbotener Weg‘ gehört. Wir setzten uns auf die Mauer, sahen unseren Strom so herrlich in der Sonne dahinziehen und machten Schiebewurst. Ich hatte noch

zwei Stück Kriegsfuchen, von Anna gebacken, weist Du, die ideale Mischung von Kunsthonig, Roggenmehl — je muffiger, desto aromatischer — Schmalz und sehr viel Pottasche. Plötzlich geschah etwas Aufregendes, ein Ruderboot kenterte ganz kurz vor einem riesigen Schlepper mit fünf Rähnen. Es war fürchterlich, die beiden Männer schwammen mit allen Kräften von dem Schlepper weg, bei der Strömung eine tolle Leistung, es war ein Rufen und Schreien über dem Strom, der Schlepper hatte gestoppt, aber es sah so aus, als hätten die Schwimmenden fast keine Kraft mehr. Da sprang auf einmal ein halbnackter Kerl von einem der Rähne mit Kopfsprung in den Rhein und leitete die beiden sehr geschickt in das Rettungsboot des letzten Rähnes. Die Leute am Ufer verließen sich wieder, die Geretteten winkten glücklich herüber, und auch wir waren wie erlöst und winkten mit unseren Taschentüchern. Es ist doch merkwürdig, Papa, wie man noch im Kriege, wo täglich Tausende und Zehntausende fallen, um einen oder drei zu zittern vermag, die uns völlig fremd sind. Ich glaube doch, es gibt so etwas wie Brüderschaft unter den Menschen! Über diesem aufregenden Zwischenfall lies ich meine Aktentasche, Dein letztes Geschenk, auf der Bank am Alten Zoll liegen, und das wurde mein Schicksal.

Zu Hause merkte ich noch nichts davon. Anna war wie immer ein Geheimnis, unsere „Fundgrube für Psychologen“, brummig und liebevoll. Wir fraßen wieder mal Salat wie das liebe Rindvieh Gras. Und was denkst Du, was dann passierte? Es klingelte. Das ist ja weiter nichts, nicht wahr? Es war aber ein komisches Klingeln, anders, ganz anders als sonst. Wäre nicht immer in meinem Herzen die Anlage zu allerhand Träumen vorhanden, zum Beispiel zu diesem einen, Du, lieber Papa, könntest ganz plötzlich auf Urlaub kommen, dann wäre ich gar nicht so rasch die Treppe heruntergelaufen. Da stand statt Deiner lieben Gestalt etwas Langes, Schlankes mit braunen Rehagen da, nannte sich Helmuth Kammann, trug Hauptmannsuniform und überreichte mir meine Mappe mit den Kollegheften, und was meinst Du, lieber Papa, mußte er nicht nach meinem herzlichen Dankeschön wieder das Weite suchen? Tat er einfach nicht. Er klemmte sich an unseren heiligen Lukas, murmelte allerhand von süddeutscher Arbeit und redete nur immer weiter über gotische Plastik. Dann bat er um ein Wiedersehen. Lieber Papa, wenn ich in meinen letzten Briefen auch nichts erwähnt habe, ich muß doch jetzt sagen, daß ich fürchterlich Kolleg geschwänzt habe, weil wir uns jeden Tag am Alten Zoll trafen. Ich erzählte Helmuth von der Angst, die ich als Kind vor der Flüsterbank da oben hatte, und wie ich weinte und schrie, weil ich gemeint hatte, nicht Du, sondern der liebe Gott hätte die schrecklichen Worte gesprochen: „Wenn du mir nicht besser gehorcht, bekommst du Schläge.“ Ich muß ja sagen, Papa, akustische Wunder, wie Flüsterbänke, sind für fünfjährige kleine Mädchen wirklich kein Erziehungsmittel. Ich träume immer wieder den Angsttraum, daß Gott mich schlagen will!

Helmuth wollte nun heute etwas sprechen, ich legte mein Ohr ganz fest an — lieber Papa, darf man denn so etwas überhaupt weitersagen, aber Du sollst es wissen, nur Du, ich hörte die Worte, „Ich liebe dich, ich gehöre dir ganz, ich will für dich leben“. Lieber Papa, es waren wirklich nur ein paar Kinder,



die am Alten Zoll spielten. Du mußt nicht denken, es hätte jemand gesehen, was dann geschah!

Er kam am Abend in unser Haus. Anna hatte die einzige noch halbwegs weiße Schürze angezogen, sie sah einfach königlich aus. Ich erfuhr von ihr, daß sie sich bei Beckmanns schon vor Tagen! das ist doch allerhand! genau erkundigt hatte, wie man am besten einen Bräutigam empfängt! Während sie sonst doch von mir als Ilsekind und Goldhärchen redet, hatte sie mit Beckmanns Martha über das Feierliche des Augenblicks beraten. Als Helmuth kam, empfing sie ihn mit dem geradezu wunderbaren Satz: „Fräulein Doktor Jürgens erwartet Herrn Hauptmann im Garten.“ Wirklich fabelhaft, ich war nämlich gar nicht im Garten, sondern hob in der Küche die Schmalzbrote mit Hilfe von Gurkenscheiben ins Malerische. Anna hatte erwartet, daß Helmuth bei ihr um die Erlaubnis bäte, näherzutreten. Schließlich siegte ihr Herz, oder Helmuth über ihr Herz. „Nee, nee, Ilsekind, er gefällt mir wirklich ganz besonders, und Herr Doktor darf sich bei mir bloß nicht mausig machen, wenn er auf Urlaub kommt und groß brummen will.“

Natürlich zeigte ich Helmuth alles. Dein Sprechzimmer mit meinem Sündenstuhl. Er fand die Formel „Liebe Ilse, 2 Uhr Sprechzimmer wird dir wohl genügen“ ganz großartig. Und dann habe ich Dich ein bißchen nachgemacht, Helmuth hatte auf dem Sündenstuhl Platz genommen: Es ist mir zu Ohren gekommen, daß du im Nachbargrundstück Apfel gestohlen hast! Es ist mir zu Ohren gekommen, daß du wieder die Zöpfe von Christel Walcke in die Tinte getaucht hast. Und es ist mir zu Ohren gekommen, daß du mit Hilfe von Lisbeth Beckmann eine Karre Fallobst in den Rhein geschoben hast und laut gelacht hast darüber, daß die Apfel schwammen. — Donner nicht noch mal, unterbrich mich nicht! Du mußt wissen, daß Apfelfraut aus diesem Fallobst gekocht werden sollte. Du hättest Prügel verdient! Wenn ich deine Strafe in drei Seiten Übersetzung aus Madame de Sévigné umwandle, so lasse ich hiermit noch einmal Gnade vor Recht ergehen, wenn mir aber noch Weiteres zu Ohren kommt, dann ziehe ich andere Saiten auf. Ach, lieber Papa, wie wenige von meinen Schandtaten sind Dir doch zu Ohren gekommen, obwohl es musikalische Ohren sind, die Du hast, aber Helmuth spielt besser als Du.

Helmuth hat ein kleines Gut in Westfalen, den Kammannshof. Ein süßes hellbraunes Fohlen, das vor einigen Tagen dort geboren ist, soll nun Ilse genannt werden. Wir haben es dem Verwalter geschrieben. Helmuth hat keine Eltern mehr, sein Vaterhaus war die Kadettenanstalt. Er muß nun auch bald wieder ins Feld. Sein Kursus hier ist in einigen Tagen zu Ende. Ich habe Angst vor dem Abschied. Wenn der Krieg noch länger dauert, lieber Papa, hast Du doch wohl nichts gegen eine Kriegstraung einzuwenden? Brumme nicht, schimpfe nicht!

Lieber, guter Papa, unter dem Traumbaum, als Helmuth spielte, konnte ich eigentlich zum erstenmal im Leben so ganz Deinen Schmerz um Mutter verstehen, und daß es nie aufhören wird in Dir, wieder und wieder die Rückschau zu tun in das vergangene Tieferlebte, Einmalige! Und in mein Glück mischt sich mein tiefer Dank für alles, was Du mir gewesen bist. Du hast mein Becherchen bis zum Rande gefüllt, ich danke Dir, Papa, ich danke Dir! Deine Ilse.“

Hilde nahm den zweiten Brief, ihr Herz schlug heftig, als sie ihn entfaltete, sie las das Datum 15. Januar 1918 und dann:

„Liebster! Es hat sich bewegt! Ich weiß nur, daß ich keine Worte finden kann, die ausreichen, Dir dies Glücksgefühl zu übermitteln. Es war nur so, als schlug ein Fischchen mit seinem Schwanz, eine winzige Sekunde lang dauerte es, und mit der ins Ungeheure gesteigerten Befeligung senkte sich das gar nicht mehr zu besänftigende Verlangen in mein klopfendes Herz: dies möchte wiederkommen!

Ich saß und wartete — nichts — ich ging unter dem Traumbaum hin und her, als könnte ich unter seinem feierlichen Astgewölbe diesem heiligen Glück bereiter sein. Da fühlte ich es wieder. Ich kann es wirklich nur ein heiliges Glück nennen, Helmuth, Du mußt nicht sagen, es sei eine Übertreibung. Du kannst es ja nicht erleben, kannst nicht wissen, wie es ist. Denke doch, ich würde auf einen anderen Stern versetzt und wäre unerreichbar weit von Dir fort — sternweit fort von Dir — und doch regte sich in mir ein Teil von Dir, ein Stück Deines Wesens und Seins! Ich weiß, daß Du an mich denkst im feuchten Dunkel Deines Unterstandes, ich weiß, daß Du mir Ströme Deiner Liebe, Deiner Kraft entsendest, aber verstehe dies ganz: ich bin es, die Dich wirklich lebendig umschließt, ich trage Dich in diesem Kinde bei mir, ich besitze Dich ganz, Du kannst mir nicht entgehen!

In diesem Kinde umfasse ich täglich aufs neue die Seligkeit unserer Stunde. Nur ich weiß ganz, bis an die äußerste Grenze, wie es war! Ich erkannte dieses Kind im schicksaldurchflochtenen Augenblick unserer Umarmung, der Trennung, Auseinanderreißung in sich trug. Es war, als hätte ein Gott eine Fackel in mein Herz gestossen, und ich fühlte, als ich seiner Gewalt erlag, daß ich entzündet war zu seinem Dienste! Sage nicht, ich sei das Opfer meiner eigenen Empfindung! Ich hüte mich vor mir selber, als könnte das Ungemessene meiner seligen Beschwingtheit dem Kleinen schädlich sein. Ich denke sehr oft an die Mahnung meines Vaters: „Nimm dich in acht, du hast keine Mittellage!“ Glaube mir, liebes Herz, es ist alles wachsam in mir, und ich lebe sehr nachdenklich, ich gebe nur dem Raum, was in mir zur Harmonie drängt und im bewußten und gewollten Ausgleich die Gegensätze durchlichtet und formt. Der Schmerz um meinen Vater liegt gebändigt, glaube mir, ich schütze unser Kleines. Immer denke ich: erst es haben und fühlen, sehen und küssen können! Eine Unruhe ist in mir, als müßte ich alles weit fortdrängen von mir, um endlich zum Wesentlichen, zum Eigentlichen und Wichtigen zu gelangen. Dies laß mich Dir noch sagen, Liebster, ich werde ihm eine gute Mutter sein. Das Wort umfaßt sehr viel für mich. Vor allem eines: ich werde unser Kind geistig und seelisch nie im Stich lassen.

Soll ich denn sagen, ich danke Dir für das Kleine? Das kann ich doch nicht. Es ist ja ein Glück — Dein und mein Glück! Nicht anders als Du mein sterngewolltes Schicksal, mein Glücks-Zufall bist. Merkwürdig, daß man ganz intuitiv das Unzufallende doch immer als von oben kommend empfindet! Vielleicht ist das ein Erbgefühl aus langer Ahnenkette, ich selbst jedenfalls war nie ein Christ und werde nie einer werden. Damit Du es weißt! Mir war das „Herr, erbarme dich unser“ schon als Kind widerlich.



Die schrecklichen Gerüchte, die über Deutschland umgehen, die Tatsache, daß es wirklich Deutsche gibt, die von einer rheinisch-westfälischen sogenannten Katholischen Republik unter der Führung des sieghaften Frankreich reden — vom Papst geschützt — sagen diese Wahnsinnigen! Alles das, Arbeiterunruhen, Lebensmittelknappheit, Grippeepidemie, steigende Preise, Schiebertum unter dem Zeichen: Was ich bin und was ich habe, dank' ich dir, mein Vaterland, alles das berührt mich wenig. Ich sitze am Fenster vor meinem Traumbaum und nähe winzige süße Hemdchen. Komm wieder, bitte komm bald wieder! Ich habe Dich so lieb. Ich bin nicht mehr allein, Helmuth, auch Dein Kind wartet auf Dich, sei nicht zu tapfer, bitte! Denke ein kleines bißchen auch an uns. Deine Ilse.

Du machst Dir gar keinen Begriff davon, wie winzig die Hemdchen sind.“

★

Hilde Janssen hatte längst zu Ende gelesen, aber ihre Augen hingen immer noch an dem Blatt, lösten sich nicht von den letzten Zeilen, der kühlen, klaren Schrift. Es war, als wollte sie Zeit gewinnen für den dritten der Briefe, der da noch vor ihr lag, mit dem gleichen furchtbaren Wort herausgehoben aus dem Bereich des Lebens. Sie zögerte, ihn zu entfalten: ihr Gefühl sträubte sich dagegen, sich selbst, ihrem Widerschein in diesen Worten zu begegnen, die in der stummen Einsamkeit des Todes verhallt, aus dem fremden Nichts wiedergekehrt waren. Sie suchte wohl die Demut, wollte sich dem Geheimnis des Gebundenseins beugen: ihr Herz aber lehnte sich auf, wollte sich heraushalten aus einer Welt, die auch ihr Leben schon unter die schmerzliche Melodie der Vergänglichkeit stellen wollte.

Und dann las sie:

„Lieber Karl, vielen, vielen Dank für Deinen Brief vom 12. 5. 1940. Wie immer steht da oben rechts in der Ecke ‚Im Westen‘. Soll ich daraus schließen, daß Ihr noch am Westwall seid, was mir die Länge Deines Briefes beinahe verrät? Der Vormarsch unserer Truppen ist etwas so Unvorstellbares, daß ich nur immer besorgt bin, wo in der Geographie ich Dich heute vielleicht schon suchen muß! Es ist ja ganz töricht, sich an einen Ort zu klammern, zu denken, da ist er nun! ich weiß genau, es ist nur das Bedürfnis, einen Namen festzuhalten. Wir Mütter sind doch schreckliche Spießbürger, träumen gewissenhaft den Traum von einem neuen großen Europa mit und leben im Grunde genommen nur immer in Posenmuckel.

Du wirst nun so scheußlich selbständig durch den Krieg, daß ich mich schämen muß, beim Spargelschälen zu denken, mein kleiner Held hätte keine sauberen Strümpfe mehr. In drei Briefen habe ich Dich schon gefragt, ob Deine Hände nicht zu sehr leiden, und nie bekam ich eine Antwort darauf. Ich habe Deinen Brief neben mir und sehe, wie erwachsen Du bist. Ich habe immer gewußt, daß Du es schwer haben wirst, Karl, man ist nicht umsonst deutscher Komponist. Der Genius der deutschen Musik wurde immer wieder gekreuzigt. Es wird dir nichts geschenkt werden. Immer wieder aber finde ich, daß Ihr, ich meine jetzt nicht Künstler, sondern junge deutsche Menschen, so gerne Schuld setzt, wo Schicksal war. Schuld setzt doch noch einen gewissen Grad von Erkenntnis voraus, aber das

Unaufhaltbare, die progressive Auflösung aller Form, Deutschlands schweres Schicksal, war doch Unheil, Unheil von Göttern gesetzt! Und Unheil hat seine Dauer, wie Glück seine Dauer hat. Die Leute des Versailler Vertrages waren ja auch nur blinde Vollstrecker eines Schicksals, dessen dämonische Wandlungsfähigkeit sie in ihrer Machttrunkenheit gar nicht mehr erkennen sollten! Macht, die nicht getragen ist vom Fittich des Geistes, ist doch das Plumpeste, was es gibt. Sie verschmüht das Herz. Ich brauche ja nur an die englische Besatzung zu denken, wie sie unter unserem Traumbaum saßen und auf ihre Macht pochten. Sie gossen Whisky in Großvaters guten Moselwein, den sie sich genommen hatten, obwohl sie ihn gar nicht mochten. Sie kamen täglich mit neuen Forderungen, und ihre Tätigkeit bestand im Trinken und Gröhlen. Du warst damals noch so ein winziges Kerlchen, warst noch mein Teddybaby und konntest nicht wissen, wie weh es mir tat, wenn Du mit Deinem Kinderstimmchen dem total betrunkenen Engländer nachsangst: „It's a long way to Tipperary!“ und ich in meiner Gefangenschaft mußte dem Kerl noch dankbar sein, daß er mir, wenn er bei Laune war, Corned beef, Büchsenmilch und Reis für Dich schenkte, denn ich hatte ja nichts, mein Junge! Immer noch bin ich stolz darauf, daß es mir in langen durchgerechneten Nächten gelungen ist, so vieles über die Inflation hinaus zu retten. Deine Albani und den heiligen Lukas, um den die jüdischen Kunsthändler wie die Wölfe waren! Das schwierigste war der Kammannshof und das Vermieten, das Aushandeln meines Platzes unterm Traumbaum, wo sie natürlich alle sitzen wollten.

Aber nun zum Wichtigsten Deines Briefes. Dank für Dein Vertrauen! Ich kann verstehen, daß Du dieses offenbar sehr tüchtige Geschöpfchen so lieb hast. Aber ebenso begreife ich nach Deinen Schilderungen die abwägende Haltung, das Prüfende, Diagnostizierende Eurer Lage seitens der jungen Ärztin. Sie hat es zu schwer gehabt, und scheinbar findet sie Dich glücklich, zu verwöhnt, und vor allem zu verwöhnt von den Menschen, die Du mit Deiner Musik an Dich ziehst. Vielleicht bist Du ihr auch zu jung. Künstler sind zwar im Geistigen auf geheimnisvolle Weise älter, aber im Lebendigen vital gesehen doch sehr viel jünger als andere Menschen. Vor allem aber mußt Du verstehen, daß dieses Mädchen nach einer so schweren Kindheit sich davor fürchtet, die Tore seines Herzens zu öffnen, die es ja zwangsweise lernen mußte, immer von neuem zu verschließen. Ein Kind, das jahrelang der Zankapfel seiner Eltern war, wie Du schreibst, und das, als die Mutter mit ihrem Liebhaber davonging, durch den vom Vater beauftragten Rechtsanwalt von Institut zu Institut gebracht wurde, ein Kind, das in seiner bescheidensten, naturhaftesten Erwartung zurückgestoßen worden ist, kann gar kein Vertrauen zum Glück haben. Versuche doch einmal, Dich ganz in diese Seele hineinzuwenden, lieber Junge, ehe Du Ludwig Klages anführst und mit erhobenem Zeigefinger urteilst, daß „in ihrem Weltbilde die Mutter fehlt“. Du hast vollkommen recht, daß Klages mit diesem kurzen Satz auf wunderbar tiefgreifende Art die Minusseite Nietsches umreißt. Nietsche, diese fürchterliche Nasierklinge, entschuldige, wenn ich Deinen Liebling so nenne, ich bin noch immer dafür, daß jeder Deutsche sie des öfteren zu seiner Erleuchtung in die Hand nehmen soll, bis er sich nicht mehr an ihr schneidet, Nietsche, so meine ich, hätte mehr Beethoven



hören müssen, das Anmaßende wäre ihm dann doch wohl etwas vergangen! Im Weltbilde dieser jungen Ärztin aber ist das Fehlen der Mutter keine Minusseite, ich glaube eher nach allem, was Du schreibst, sie wurde Kinderärztin gerade aus der tiefen Neigung heraus, den geheimnisvollen Zusammenhängen zwischen Mutter und Kind in dieser Form nachtasten zu können, man nennt es, glaube ich, Überkompensation. Ich fürchte, lieber Karl, ich kann Deiner Bitte nicht entsprechen und Hilde, wie Du gerne möchtest, 'die Mutter ins Herz senken', verstehe doch, daß diese tapfere kleine Persönlichkeit, nur auf ihr eigenes Können und ihre Studiengelder gestellt, sich in ein starkes Selbstbewußtsein hinübergerettet hat. Es wäre abwegig, Karl, wenn wir beide, Du und ich, sie nun erst lernen lassen wollten, was das ist: eine Mutter! Ich bin sicher, daß ich mich mit Hilde aufs tiefste befreunden werde, wenn sie erst zu uns gehört, aber lassen wir die Mutter weg, eine Mutter, lieber Junge, muß einer erlebt haben, er hätte sie sonst nicht!

Vielen Dank für Deine dringende Ermahnung, Bugge zu heiraten. Ich tue es nicht. Ich weiß, daß ich ihm die langen Jahre seiner stetigen Freundschaft zu danken habe. Aber Dank ist noch kein Heiratsgrund für mich, zu dergleichen Halbheiten fühle ich mich noch zu jung. Entschuldige, mein Sohn, es ist so. Bugges eifervolle Art, mir gerade jetzt so sehr helfen zu wollen, stört mich beinahe. Ich habe eine Hilfe. Soll ich sie gestehen, Dir sagen, was mir so zärtlich hilft? Weißt Du es noch, als Du Scharlach hattest? Ich saß mit Bugge an Deinem Bettchen und wußte, daß es schlimm um Dich stand. Wie Kinder oft seltsam heilfichtig sind, hattest Du die rasende Angst von mir abgelesen, schlangst plötzlich Deine fieberheißen, dünnen Armchen um mich und sagtest vorwurfsvoll und eindringlich: 'Mutter, Mutter, hab doch nicht immer solche Angst um mich, mir passiert doch nichts, Tante Liesbeth hat vier Kinder, aber ich bin doch Dein Lamm des Armen, Dein einziges Lamm, ich werde Dir nicht genommen!'

Durch diese Worte wurde ich ganz ruhig, und es war merkwürdig, wie rasch die Wendung kam, wie das Fieber zu sinken begann. An diese Worte denke ich nun immer, und wie unter einer magischen Formel kommt mein Herz in der stillen Zauberkraft kindlicher Weisheit zur Ruhe. Ich bin wirklich sehr ruhig. Deine Mutter."

Hilde sprang auf. Sie ging unruhig hin und her. Woher, dachte sie, nehmen denn eigentlich Mütter ihre Kraft? Woraus bestand es denn, dieses sieghafte ungeheure Etwas, das in den tiefsten Tiefen der Seele einer Mutter wohnt und wieder und wieder sich auffüllt mit der leidenschaftlichen Raserei der Zärtlichkeit, die sich zutraut, Berge zu versetzen aus Liebe? Diese Frau, die sich selber Maß und Ziel setzte, war in ihrer Liebe immer über die Grenze hinausgegangen. In der Liebe zu ihrem Vater, zu ihrem Mann, zu ihrem Sohn. Immer war es das Männliche, das Leid in ihr Leben brachte. Immer, immer ist es das Männliche, dachte Hilde, was uns zum Blühen bringt und dann zertritt durch Kriege. Als wäre dieses Blühen nichts! Als wäre es nicht das, was das Leben heiligt und ehrt, als wäre es nicht das Einzige, was den Mann für Augenblicke wenigstens den Atem anhalten läßt in seinem Wüten gegen den abgründigen Geist der Mütter, den er nie begreifen, nie ausmessen wird. Hilde legte die drei Umschläge neben-

einander. Dies also war das Leben einer Frau, war die Endsumme dieses Lebens: gefallen, gefallen, gefallen! Wo ist denn der Sinn, sage mir doch, Ilse, wo ist denn der Sinn deines Lebens? Ich finde ihn nirgends, ich kann ihn nicht erkennen, nicht sehen.

Sie setzte sich in einen Sessel und stützte ihren Kopf in die Hand. Ihre Spannkraft zerfiel, sie war so müde, grenzenlos müde. Sie schloß die Augen und fühlte sich sinken, war es Schlaf, war es Traum, war es Gedanke? Es war doch wohl schon Traum, sie hörte eine Stimme zärtlich und weich: Hilbekind, Kleines, du Teddybaby, siehst du es denn nicht, der Sinn meines Lebens war die Liebe. Aber nun mußt du schlafen...

Plötzlich schrillte das Telephon, und Hilbe erschrak zu einer grellen Wachheit, die Wirklichkeit stürzte über ihr Herz! Sie lief an den Apparat, nahm den Hörer: „Bitte?“

„Fräulein Dr. Jansen?“

„Ja, steht es schlecht, Schwester?“

„Nein, es steht nicht schlecht. Herr Professor läßt Sie bitten, zu kommen. Er hat Ihnen seinen Wagen geschickt.“

„Schwester, steht es wirklich nicht schlecht? Sagen Sie mir die Wahrheit?“

„Es steht nicht schlecht, ganz bestimmt nicht, Herr Professor möchte nur nicht gerne wieder eine Spritze geben, er meint, es würde Ihnen gelingen, die Patientin zu beruhigen. Er hat angeordnet, daß noch ein Bett neben das Bett gestellt wird, er ist der Ansicht, man könnte es versuchen, wenn Sie die Hand von Frau Dr. Kammann in Ihre Hand nehmen, denn sie verlangt so sehr nach Ihnen.“

„Ich komme sofort, Schwester.“

Hilbe sah die Stufen der Treppe hinter einem Tränenschleier verschwimmen, „sie verlangt so sehr nach mir.“ Dies, flüsterte sie mit bebenden Lippen, macht mich nun doch ganz demütig.

★

Sie ordnete den Schreibtisch und löschte das Licht. Sie verließ das Haus, ging dann noch einmal hinein, fand den Ausgang zum Garten und sah aus seiner dunkel-feuchten Traumtiefe den Umriss eines gewaltigen Baumes gegen den bleichen Himmel gesetzt. Sie riß eines der großen Blätter ab und steckte es zu sich. Dann verschloß sie sorgfältig die Türen und wartete auf den Wagen, der sie holen kam.

★

„Ilse“, sagte Hilbe ganz leise und beugte sich zärtlich über die Kranke, die ihre Unruhe mühsam zu meistern suchte, „Ilse, ich habe dir ein Blatt von deinem Traumbaum mitgebracht, er schickt dir Schlaf, du mußt es auf dein Herz legen.“

„Ja, danke, wie lieb ist das von dir, wie lieb.“

„Und dann bitte ich dich, laß mich meinen Kopf an deine Schulter legen, ich bin so müde.“

„Ja, liebe Hilbe.“

„Und gib mir deine Hand, ja? Willst du?“



„Gerne, sie ist nur so heiß.“

„Ich muß an etwas denken, Ilse, wie ich hier bei dir liege, kennst du das letzte Streichquartett, das Karl schrieb?“

„Ja, ich kenne es, du denkst an die Verse, die er über den langsamen Satz schrieb.“

„Ja, Ilse.“

„Einmal, das weiß ich, findet dich der Schlaf  
an meiner Schulter — nicht mehr weinen.“

„Ja, aber Karl hatte doch wohl an dich gedacht, als er das schrieb.“

„Nein, Ilse, das glaube ich nicht, er wußte, daß ich fast nie weine. Wie schön war alles zwischen euch.“

„Ja, Hilde, es war sehr schön.“

„Ilse?“

„Ja!“

„Ilse, ich bitte dich von ganzem Herzen, laß mich jetzt dein Lamm des Armen sein.“

„Ja, Hilde, das mußt du nun sein.“ —

★

Die junge Schwester vom Nachtdienst lief eilig durch den dunklen Gang und klopfte an der letzten Türe links. Professor Bugge saß am Schreibtisch. Hastig erklärte sie: „Herr Professor, Fräulein Dr. Jansen ist jetzt genau eine Viertelstunde bei Frau Dr. Kammann, und beide schlafen — was sagen Sie dazu, Herr Professor? Wollen Sie das nicht ansehen, Herr Professor, vielleicht glauben Sie es sonst nicht?“

„Ich glaube es, Schwester Klara, ich möchte es nicht ansehen, gute Nacht, Schwester Klara.“

„Gute Nacht, Herr Professor. . .“

PAUL FECHTER

## Von den Königen und der Krone

Ereignis dieser Wochen war die Heimkehr Rudolf Forsters auf die Berliner Bühne. Er spielte im Deutschen Theater Shakespeares König Richard den Zweiten und brachte wieder einmal für Momente den Glanz großen Schauspiels, ließ die Maßstäbe seiner halb vergessenen Welt neu erstehen und zwang zur Auseinandersetzung mit dem menschlichen wie dem künstlerischen Problem Forster. Ein völlig isolierter Mensch, hochmütig und selbstver-

liebt, gebunden an die Grenzen seiner Umwelt, unfähig mit zu leben, was im Bereich der andern vor sich geht, ein ausgebrannter Narziß, der nur sich kennt und liebt, und auch das nur für Augenblicke: zuweilen langweilt er selbst sich ebenso, wie ihn die andern langweilen, wird er noch sich selber gegenüber einsam und überlegen: ein Bild, eine Vorstellung eines Königs mehr als ein König, ein Mensch ohne Beziehung auf das Absolute und doch ein königlicher Mensch

in der stummen Trauer über der eigenen Leere — so schritt Forsters Richard über die Szene, ein Fremder zwischen Menschen einer andern Welt, in die er nicht hinein kann. Herr Forster spielte den König ohne Maske, ohne Perücke, im eigenen natürlichen Haar, mit dem blonden Schnurbart, kaum geschminkt: er setzte vor allem zu Beginn den Menschen Forster vor dem Schauspieler ein und gab gerade damit dem ersten Teil der Tragödie den Glanz großen Theaters, wirklichen Schauspiels.

Zu Beginn kommt er im weißen langen Hermelinmantel zu leuchtend roten Handschuhen, roter Schwertscheide, zuerst barhäuptig, ein müder, melancholisch gelangweilter Monarch, dem schon das Sprechen zu viel und Herablassung ist, der die ganze männliche Welt da um ihn mit ihren Phrasen, ihren Sitten und Gebräuchen nicht ernst zu nehmen vermag, sondern im Grunde als komisches Theater empfindet, in dem noch das Sterben anderer höchstens Neugier weckt. Er ist von letzter Eleganz, der Tracht wie der Bewegungen; steht über den andern nicht aus Gefühl für seine königliche Existenz, sondern weil ihm das Gefühl für Existenz überhaupt fehlt, außer für die eigene. Er wirkt weder durch Tun noch durch Reden, spricht überhaupt nur halblaut, als ob das schon zuviel Einsatz für ihn ist — seine Worte haben oft etwas wie das Aussagen eingelernter Formeln. Was ihn trägt, ist das Gefühl für das eigene Bild, die Vision seiner selbst: diese Vision verwirklicht er jeweils mit einer Eindringlichkeit, daß man seine Vorstellung von sich mitzuempfinden glaubt. In Coventry zum Zweikampf kommt er in einem langen blauen Samtmantel mit einem lichtbraunen breiten Pelzkragen, trägt weiße Handschuhe, ein goldenes Zepter — und nimmt den ganzen Vorgang wie ein belangloses Schauspiel. Höhepunkt wird von hier aus die erste Szene des zweiten Aufzugs im Schloß von Coventry, Richard mit seinen Günstlingen im Gespräch. Der König ist halb im Negligé, im Hausanzug, mit lachsfarbenen eng anliegenden seidenen Beinkleidern: er steht vor einem großen Spiegel, betrachtet sich, seine halbhohen wildledernen Schuhe — und auf einmal, zum erstenmal kommt etwas Leben in ihn. Er ist nicht zufrieden mit der Wirkung, packt die Hose mit zwei Fingern am Oberschenkel, zerrt an dem Stoff her-

um, mit ärgerlich mißvergnügten Lauten: der Snob studiert Wirkungen — und läßt dabei unversehens in die kleine Wirklichkeit seiner Seele schauen.

Von dieser Kleinheit muß Herr Forster den weiten Weg zu der königlichen Haltung im Leiden finden, den Aufstieg des Menschen im Absinken des Königs. Die Aufgabe ist von dem Grundriß, von dem er ausgeht, nicht leicht, am schwersten im Anfang, der Rückkehr nach England. Forster unterdrückt das Innere in einem äußeren Vorgang: er faßt nicht nur die Erde, sondern läßt sich rückwärts zu Boden fallen: der Beginn der Wandlung wird Szene. Der schmale hochmütige Mund weigert sich zunächst der Wendung zum tragischen Wort: nur die Kleidung, die jetzt mantellos schwarz, mit ganz wenig weiß am Kragen wird, darf sie bekennen. Die Sprache fügt sich nicht sogleich der sich wandelnden Seele: sie bleibt noch eintönig, abweisend, selbst in der wunderbaren Szene mit der Krone und dem Spiegel demonstrierend, nicht feststellend. „Nun ist die goldne Kron' ein tiefer Brunnen“ — das wird noch befeuert von dem Gleichgewicht zwischen den beiden Lebensphasen des Königs: der Abschied vom Königtum wird ihm noch Schauspielszene samt dem beginnenden Pathos des Leidens. Ein Hamletzug wird sichtbar, den Herr Forster auch im Kostüm betont — aber ihn trägt ein Hamlet des Schauspiels. Erst im Kerker läßt Forster das Spiel versinken und beugt sich resigniert der Realität des Lebens: die Stimme sucht einen neuen Klang, Marjith neigt sich dem andern, um zuletzt, im Kampf mit den Mördern, am Ende seines Daseins seine erste wirkliche Tat zu tun, seinen ersten realen Kampf aufzufechten.

Der Bolingbroke dieses Königs einer wahrhaft metaphysischen Eitelkeit und leeren Größe zu sein war nicht leicht. Herr Dahlke nahm ihn vom Unmetaphysischen her: sein Heinrich Lancaster war die reale Welt, an der alles nicht Diesseitige scheitern muß. Ihm schloß sich der Kreis der andern an: Forsters Richard wurde noch einmal von seiner Umwelt her isoliert, nachdem er selbst sich schon in eine völlig beziehungslose Welt gestellt hatte. Das Bühnenbild Herrn Meyers, eine steinerne Raumskelettierung aus Wucht und Unwirklichkeit, zugleich abstrakt und real, schwer und bloße Kulisse des Lebens, war der rechte



Spiegel dieser Tragödie, die in gleicher Weise zwischen Diesseits und Jenseits, Schauspiel und letzter Wirklichkeit und Wahrheit des Daseins abrollt.

Eine Woche später gab es im Staatstheater als Grillparzerfeier eine Aufführung von König Ottokars Glück und Ende, der Tragödie, in der es wie bei Richard dem Zweiten wieder um das Recht zum Herrschen und das Recht zur Krone geht. Mehr als ein Menschenalter hat es gedauert, bis das Drama Grillparzers, seine einzige objektive Tragödie neben lauter verhüllten Selbstbekenntnissen, wie Joseph Nadler meint, wieder auf die Bühne am Gendarmenmarkt kam: der letzte Ottokar in diesem Hause hieß Abalbert Matkowsky. Der Böhmenkönig der Festvorstellung hieß Bernhard Minetti: er setzte mit dem gleichen Schauspiel des Monarchen ein wie Forschers Richard. Sein Ottokar war ein östlicher Genießer des eigenen Aufstiegs, ein von sich selbst Überraschter und Beglückter und zugleich heimlich schon Geängstigter. Er trug das schmale Gesicht eines Böhmenfürsten aus irgendeinem alten Porträt der Zeit, mit hängendem Schnurrbart, dünnem, langem, dunkelblond strähnigem Haar: er ging leicht gespreizt, stolzierend in der Eitelkeit eines nicht ganz Sicheren, im letzten von dem Wissen um die eigene Unzulänglichkeit Geplagten einher, ein Mensch, der die Bestätigung vom Schicksal braucht und sein Glück, die Kronen all der Völker, die ihm gebracht werden, als Erlösung vom eigenen heimlichen Zweifel nimmt. Er ist kein König, kein geborener Fürst, wie der Rudolf von Habsburg des Herrn Hartmann, der ihm gegenübersteht: er lauert heimlich von Anbeginn auf den Augenblick, da er sich demütigen, das Spiel ablegen, den Mut zu sich selber finden kann. Er vollzieht die Trennung von Margarete noch mit überheblicher Sicherheit aus der Scheinwelt der Politik heraus, mit dem napoleonischen Argument der Sehnsucht nach dem Erben: der dritte Akt, die Unterwerfung und der Kniefall bei Empfang des Lebens bringt die Wendung, den einmaligen Mut zu sich selber und zur Demut.

Diese Szene war der Höhepunkt der Leistung Herrn Minettis. Er holte mit gespannter Energie das Dostojewskjelement, das auch in diesem objektiven Helden Grill-

parzers steckt, heraus, gab statt des Königs den östlichen Menschen und ließ seinen Untergang im Grunde daraus erwachsen, daß von diesem Hinabsteigen zu sich selbst keine Rückkehr in die Scheinwelt der Macht mehr möglich ist. Die nächtliche Szene in Prag, wenn die wahnsinnige Bertha von Rosenberg mit Erde nach dem heimgekehrten König wirft, wenn er nach der Selbstdemütigung noch die durch die andern erleidet, ist schon Krampf der Ohnmacht — und zwar der ihrer selbst bewußten. Es war schade, daß die Szene am Sarg der toten Margarete, ins Freie verlegt, nicht den Ausgleich bringen konnte, dessen die Gestalt des Königs bedarf, um nicht zum Schatten des Anfänglichen zu verblassen. So fehlt der Ottokar, „der sanft geworden“, der zu seinem eigentlichen Ich gekommen ist, und es bleibt gegen Rudolf nur der politische Spieler, so daß das Gleichgewicht leicht verloren geht.

Es mußte das in diesem Fall um so mehr, als dem Ottokar Herrn Minettis der Habsburg des Herrn Hartmann gegenüberstand. Ein Mann und ein Mensch, ganz klar, warm, einfach, von der natürlichen Überlegenheit des unproblematisch Starken. Der Leiter der Inszenierung, Herr Schalla, hatte ihm manches von seiner Rolle genommen, so die Szene mit dem Abgesandten des Mainzer Bischofs, die dem Abgang der beleidigten Königin Margarete erst ihren Glanz gibt: aus dem, was ihm geblieben, baute Herr Hartmann die Gestalt so erfüllt auf, daß Ottokar von Anbeginn der Unterlegene, fast der Unkönigliche war, so daß man zuweilen Rudolfs Freundlichkeit ihm gegenüber um so weniger als begründet empfand, als die Königin Margarete der Frau Koppenshofer mit ihrer gehaltenen Grobartigkeit der Trauer ohne Klage im menschlichen Übergewicht ebenfalls gegen Ottokar entschied. Das Dichterische trat in die zweite Linie; es blieb der Umriss der historischen Tragödie, die mehr von den Kronen als von den Königen weiß. Die Bühnenbilder Rodus Grieses, ein streng stilisierter beinahe kubisch geschlossener Raum über halbhohen Säulenbündeln unter einer riesigen flachen ornamentierten Decke, dem die Einzeldekorationen partiell und bruchstückhaft sich einfügten, gaben den rechten Rahmen für die leichte Zwiespältigkeit des Ganzen: der

Wille zum Stil stand vor der erreichten Einheit.

Kampf um den König von der Idee Preußens her war das Thema eines Schauspiels „Rheinsberg“ von Friedrich Forster, das im Schillertheater herauskam. Der Verfasser stellt gewissermaßen Rheinsberg gegen Potsdam, und zwar nicht das leichte Rheinsberg der jungen friderizianischen Zeit, sondern das Rheinsberg des Prinzen Heinrich, der dort unter dem zweiten Friedrich Wilhelm großend und heftig die inneren Niedergang Preußens miterlebt und ihm in Gedanken und Briefen eine neue Idee, eine neue Aufgabe unterlegt, die Aufgabe eines größeren Preußen. Der nie besiegte Feldherr des großen Königs wirkt dem toten Bruder vor, daß er sich mit Schlessien begnügt habe: er mußte das Ganze erringen, von einem größeren Preußen aus das Reich neu schaffen und gestalten. Er selbst, Prinz Heinrich, vermag das nicht mehr, ist zu alt: sein Erbe soll Louis Ferdinand werden. Von ihm verlangt er die revolutionäre Haltung gegen den König, gegen das alte Preußen, ihm hinterläßt er seine Millionen, damit er das große Werk vollenden kann. Louis Ferdinand, preussischer als der alte Herr, lehnt die Auflehnung gegen den König energisch ab: am Tag der Beisetzung des Prinzen aber, als Friedrich Wilhelm der Dritte und die junge Königin Luise in Rheinsberg weilen, unternimmt er den Versuch, den König für die Idee Rheinsberg zu gewinnen: er stellt ihm die Millionen, die er soeben geerbt hat, zur Reform der Armee zur Verfügung, er fordert von ihm den Krieg gegen Napoleon — und stößt auf entrüstete Ablehnung. Friedrich Wilhelm kennt die Briefe des alten Prinzen, kennt seine Ideen und seine Hoffnungen auf Louis Ferdinand: er verläßt empört das Schloß, in dem er nur die verschollene sinnlich verspielte Zeit des Rokoko spürt, obwohl Luise sich alle Mühe gibt, zwischen den Vettern zu vermitteln. Friedrich Wilhelm bleibt fest — bis zum Tage von Rudolstadt. Da erkennt er den Sinn der Forderungen Louis Ferdinands: er ist bereit, ihm die Krone abzutreten — als es zu spät ist. Der Prinz wählt das Schwert: das alte Preußen versinkt und Louis Ferdinand mit ihm: die Idee Rheinsberg aber lebt fort und bleibt Sieger.

Die jüngere Generation hat die Roman-

tik des unromantischsten Staates von den verschiedensten Seiten her aufgegriffen, von den Ideen wie von den Persönlichkeiten her. Forster vereinigt beides, die Romantik des Persönlichen und des Ideellen. Er stellt Louis Ferdinand in die Mitte und macht ihn zum geistigen Erben Heinrichs: er läßt ihn im Hintergrund Bach spielen und zugleich Friedrich Wilhelm und Luise trotz allem für sich gewinnen. Er hebt die Geschichte aus den Angeln und unterstellt sie seinem Willen: was sich nie und nimmer hat begeben, läßt er mit historischen Gestalten um seiner Idee willen geschehen. Über dem Pathos der Geschichte baut er das Pathos der Geschichtsdeutung auf — bis an die Grenze der Rhetorik. Der Regisseur Walter Felsenstein hatte nicht unrecht, von diesem Pathos der Deutung aus eine romantische Rhetorik zum Träger des Ganzen zu machen und aus dem Drama eine gespannte Diskussion der Deutungen zu entwickeln, die der Autor heranzieht. Indem er Herrn Quadflieg als Louis Ferdinand gegen den ausgezeichnet spröden Herrn Clausen als König stellte, schuf er vom Menschlichen her einen Gegensatz, der wirklicher als der dramatische der Ideen war.

Ein zweites Stück Forsters, das das Staatstheater im Kleinen Haus spielte, „Gastspiel in Kopenhagen“, war reine Romantik. Im Mittelpunkt Andersens, der Märchenbichter und seine ebenfalls unhistorische große Liebe zu Jenny Lind: erste zarte Hoffnung zu Beginn, Märchen des Gefühls, dann beim Gastspiel Jennys in Kopenhagen Abschied und Trennung: die junge Sängerin ist schon gebunden, vermag sich nicht von einem Jugendgeliebten zu lösen. Andersens läßt sich in Rom von seinem alten Freunde Thorwaldsen trösten — und dieser lehte Akt rechtfertigte das Ganze. Denn Thorwaldsen war Herr K a y s l e r, und was der aus den Andeutungen des Autors machte, war herrlich, war so reife, überlegene Menschlichkeit, mit der der Schauspieler von sich aus weiterdichtete und dem leichten Spiel die Krone eines tiefen, weisen Lebensverständnisses aufsetzte, daß man sich das Anschauen der Komödie keinen Moment mehr verdrießen ließ.

★

Einen interessanten Abend brachte die Volksbühne im Theater in der Saarland-



straße. Sie spielte Turgenejew und Tschechow, „Das Gnadenbrot“ und den einst viel gespielten guten alten „Bär“. „Das Gnadenbrot“, ein Zweakter, ist besser Turgenejew, ein Stückchen russischen Lebens, geformt nach gut westlichem Theaterrezept. Ein junges Paar, das eben geheiratet hat, kehrt auf das elterliche Gut der jungen Frau heim. Festlicher Empfang; unter den Begrüßenden ist auch ein alter „Resident“, ein ehemaliger Gutsbesitzer, der seit fast zwei Jahrzehnten das Gnadenbrot bei den Eltern der jungen Frau empfangt. Ein bedenkenloser Nachbar macht sich den Spaß, den Alten betrunken zu machen, ihn zu allerhand Torheiten zu reizen, bis er schließlich die Haltung verliert und verrät, daß er der Vater der jungen Frau ist. Der junge Mann veranlaßt ihn zu gehen, verspricht ihm finanzielle Hilfe; die junge Frau, die Zeugin des unbedachten Geständnisses war, stellt sich vor ihn, bis ein Schlaganfall dem Leben des Alten und den Schwierigkeiten ein Ende macht.

Das ist geschickt um die große Rolle gruppiert — und da Herr Kloepper diese Rolle mit Einsatz all seiner Mittel spielte, gab es, obwohl das eigentlich Ostliche fehlte, einen großen Erfolg, auch für die junge Frau, für die man Fräulein Maria Landrock eingesetzt hatte. Sie wirkte zuerst durch ihre Jugend, im zweiten Teil durch die überraschende Echtheit, mit der einer der Ausbrüche gelang. Sie

hat bis jetzt das Talent des Schauspiels; man wird abwarten müssen, wie das Talent des Lebens über gelegentliches Aufleuchten hinaus hinzutreten wird. Sehr intensiv in einer fast stummen Rolle der Schauspieler Ludwig Linkmann von einer Kraft der menschlichen Echtheit nur aus dem Dasein, die sehr stark wirkte. In der Groteske „Der Bär“ von Tschechow spielte derselbe Schauspieler den Diener mit einem so sicheren Stilgefühl für die konstruktive Unwirklichkeit, in die man diesen Einker eigentlich stellen müßte, daß er beinahe den Maßstab für das Ganze lieferte.

Dieses Ganze ist erfreulich lebendig geblieben. Es ist eine russische Paraphrase des Shakespeareworts: „Ward je in solcher Laun' ein Weib gefreit?“ — Eine junge Witwe lebt nur noch der Erinnerung und Trauer um den Seligen, bis ein robuster Gläubiger des Toten, der Bär, erscheint, Krach schlägt, mit ihr um Bezahlung der Schulden raucht und im Raufen das vergessene Leben weckt, also daß beide sich am Ende selig verliebt nach Krach und Prügelei in die Arme sinken. Man kann das Stückchen im Grunde nur stilisiert unwirklich spielen: Herr Kuhlmann nahm den Bären real, Frau Flockina von Platen die Witwe desgleichen: der Erfolg bewies, daß es auch auf diesem Wege geht. Das Publikum war beglückt und begeistert, mehr fast als von dem Gnadenbrot Turgenejews.

# Literarische Rundschau

## Deutschland im Kampf

Von der Kriegsschönheit „Deutschland im Kampf“, herausgegeben von Ministerialdirigent A. J. Berndt und Oberstleutnant von Wedel (Berlin, Otto Stollberg) liegen die Lieferungen für Juli, August und September vor. Außer der Übersicht über die kriegerischen Ereignisse in den bekannten Rubriken sind wiederum eine Reihe von Dokumenten, wie politische Geheimakten des französischen Generalstabes, der Wiener Schiedsspruch, die Abmachungen über den Schutz der deutschen Volksgruppen in Ungarn und Rumänien und anderes aufgenommen. — In

„Lehmanns Wehrmachtsbücherei“ (München, J. F. Lehmann) sind neu erschienen „Torpedos und Minenkrieg“ von Kapitän z. S. F. Ruge (34 Abb. u. Skizzen. RM 2,—), „Rüstungsbetriebe der Welt“ von Frig Seidenzahl mit einem Vorwort von Major L. Schüttel (12 Abb. RM 2,—) und „Mut und Tapferkeit, Wege der Wehrerziehung“ von Rudolf Murtfeld (RM 1,50).

— Ein Sondergebiet in Deutschlands Kampf soll in einer neuen Reihe behandelt werden „Kolonial-Bücherei“, die unter Mitwirkung der Auslandsorganisation der

NSDAP., des Oberkommandes der Kriegsmarine und des Reichsbundes Deutscher Seegeltung erscheint (Berlin, Steiniger Verlag). Sie will die deutschen kolonialen Interessen fördern und Deutschlands kolonialisatorischer Leistungen gedenken. Die ersten 6 Hefte liegen vor: „Die fünf von der Windhut“, eine Schilderung der Flucht von 5 Mann der Besatzung des Afrikadampfers Windhut im August 1939, die im offenen Boot in einer Seefahrt von 74 Tagen von Portugiesisch-Ostafrika nach Las Palmas gelangten; in der „Lashernjagd am Kilimandscharo“ erzählt der Großwildjäger Walter Schick von seinen Erlebnissen auf einer Tierfangexpedition, die er im Auftrage der ägyptischen Regierung unternahm; die „Flucht aus Rio“ behandelt die zielbewusste Durchbrechung der britischen Blockade durch einen Brasiliendeutschen während „Dynamit für die U-Boote“ die Kriegserlebnisse während Schiffsreisen aus dem Jahre 1914 in Deutsch-Ostafrika bringt und in „Der Kampf um Deutschland“ die Vermichtung des britischen Kanarischen „Pagan“ durch S. M. S. Königsberg erzählt wird. „Das fremde Land in der Sonne“ enthält ein Erlebnis aus Deutsch-Südwest in schwerem Regen aus der Zeit der Völkerrückkehr. — Das Buch von E. A. N. „Der Meeresweg nach Scapa Flow“ (Berlin, Deutscher Verlag, RM 4.80) beleuchtet die Ereignisse nach Aufzählung der Vorfälle und nimmt ihren Fort in der ersten Episode der Meereskriege. Es erzählt der Fahrt des „Pier“ von Lasherns feindlichen Lebens, die mit dem Entschluß, zur See zu gehen, beginnt und mit dem Anriß bei Scapa Flow und der siegreichen Rückkehr endet. 64 Aufnahmen sind dem Buche beigelegt. — An dem Buche „Unsere Kampfs in Norwegen“ (München, F. Bruckmann, 7 Karten, 64 Bilder, RM 5.50) haben mitgearbeitet H. H. Ambrosius, Fritz Dettmann, Karl Erd, G. E. Graf und Konteradmiral z. V. Lühow. Erd stellt Norwegens Weg in den Krieg dar, Konteradmiral Lühow schildert den Anteil der deutschen Marine bei der Besetzung Norwegens, G. E. Graf die Landoperationen in Norwegen, F. Dettmann die Leistung der Luftwaffe. H. H. Ambrosius schreibt über das Völkerrecht und die deutsche Aktion im Norden. Dann folgt eine Liste der Ritterkreuzträger aus dem

Norwegenfeldzug mit kurzen biographischen Daten, ferner Dokumente der deutschen Heerführung und Dokumente der Gegner, endlich DKW-Berichte und wichtige Sondermeldungen und eine Zeittafel der kriegerischen Ereignisse in diesem Feldzug.

Rudolf Pechel.

## Am Himmel wie auf Erden

In seinem neuen großen Roman „Am Himmel wie auf Erden“ (Hamburg, Hanseat. Verlagsanstalt, RM 7.50) berichtet Werner Bergengruen von Begebenheiten, die sich unter der Regierung des Kurfürsten Joachim I. in Brandenburg zugetragen haben. Zu dieser Zeit gehen unter der Bevölkerung der einander benachbarten Städte Berlin und Köln Gerüchte und Weissagungen von einer neuen Sintflut und einer kommenden Weltumwälzung um. Durch astrologische Berechnungen erlangt Carion, der gelehrte Ratgeber des Kurfürsten, die Gewissheit, daß den beiden Städten während der Konjunktion der Planeten Jupiter und Saturn im Sommer des Jahres 1524 eine Wasserversorger von verheerenden Ausmaßen bevorsteht. Vergeblich sucht Joachim I. das Wissen um diese Gefahr geheim zu halten und der Unruhe durch Verordnungen und schließlich durch strenge Gegenmaßnahmen Herr zu werden. Unter der Oberfläche raunt und gärt es fort, die Luft ist mit einer unheimlichen Spannung geladen. Aberglaube und tastende Vermutungen verdichten sich mehr und mehr zum Glauben an ein unentrinnbares Schicksal, ja es ist geradezu, als sehnten die Menschen in ihrer Furcht den allgemeinen Untergang herbei, auf daß sie von ihren Schwierigkeiten und Verantwortung und der ganzen Last des Daseins auf einmal befreit würden. Alle niedrigen Instinkte werden entfesselt. Selbst der Kurfürst vermag sich dem Verhängnis nicht zu entziehen. Als er sich in seinem Vertrauen getäuscht sieht und von den Nächsten verlassen glaubt, deren einen er dem strengen formalen Recht opfert, verbüstert sich sein Gemüt bis zur völligen Verzweiflung. Mit der inneren Sicherheit entgleiten ihm auch die Zügel der Herrschaft. Am Unheilstage kommt es zu Zusammenrottungen der Ausfägigen, Unzufriedenen



und Entrechteten, deren Führung der ehemalige Patrizier Hornung in die Hand zu bekommen versucht, dem der Kurfürst Frau und Ehre nahm, doch er findet mit der wiedergewonnenen Frau den Tod. Aber angesichts der Gefahr werden die Besten ihrer Verantwortung inne. So gibt der Kurfürst, der an der Seite Carions während des heftigen Unwetters durch die Straßen der beiden Städte reitet, jetzt das Beispiel der Unerschrockenheit und der wahren Herrschermwürde. Nun die Leidenschaften schweigen und die Ordnung der Dinge wieder hergestellt erscheint, ist auch die Macht der Dämonen und Elementargeister des Landes gebrochen, die sich ihrer Fesseln zu entledigen suchten. Die Opfer und Erschütterungen dieses Gerichtstages läutern die Seelen der Menschen und geben ihrem Dasein einen neuen Inhalt. Vor dem gehorsam getragenen Schicksal und der Fügung in Gottes Willen erweist sich die Kraft der tröstenden Wahrheit, die in dem Worte: „Fürchtet euch nicht!“ beschlossen liegt. — Der große epische Bericht ist meisterhaft komponiert und mit dichterischer Phantasie und sinnhafter Anschauung durchtränkt. Manche Kapitel besitzen eine novellenartige Geschlossenheit, in anderen wechselt die Handlung auf die Ebene letzter geistiger und seelischer Auseinandersetzungen über, um dann wieder in die unmittelbare Wirklichkeit zurückzuführen. Vergengruen hat in den Gang der Erzählung eine Fülle von packenden Episoden und farbigen Szenen aus dem Leben der verschiedenen Stände eingeflochten. Der Welt der Tätigen und Erkennenden stellt er das natürliche Dasein der wendischen Bevölkerung gegenüber. Aus ihr ragt die ausfägige Worschula hervor, die mit allen ursprünglichen Kräften, mit Tieren, Pflanzen und Elementen vertraut ist und in ihrer Entrücktheit Stimmen hört und nächtliche Visionen hat. Sie ist es, die den Aufstand der Ausfägigen anführt und als letzte Hüterin der mythischen Überlieferung ihres Volkes ihm durch den Untergang der andern Land und Herrschaft zurückzuerobern denkt. Auch die einfache Magd Duschka und Juro, der heimliche König der Wenden, sind echte Kinder der Natur, von denen es einmal heißt, daß sie „im duldsamen Gleichmut stark bleiben, ob sie sich nun behaupten oder untergehen“. Vergen-

gruen durchmisst den ganzen Kreis menschlicher Erscheinungen und Seinsweisen, und so entsteht ein geschlossenes Bild vom menschlichen Schicksal überhaupt und der gleichnißhaften Bedeutung alles menschlichen Geschehens in einer Zeit für alle Zeit.

Ronald Loesch.

## Der Herr Ober

In uns allen steckt ein heimlicher Menschenfreund. Paul Fechter.

Auf den großen Roman der Herzenserfahrung „Die Gärten des Lebens“, mit dem Paul Fechter vor Jahresfrist die still und stetig wachsende Gemeinde seiner Freunde beglückte, folgt ein neues Buch — eine neue laudere Freude für den Leser. „Der Herr Ober“ (beide: Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) setzt die Reihe der Berliner Romane und die Überlieferung der Fechterschen Erzählkunst fort. Ihre Quelle ist die hellläufige Klugheit, Lebenserfahrung und Güte eines Mannes von Substanz; die Mittel sind in einer entwickelten Beobachtungsgabe wie in dem Sinn für die „Zusammenschau“ unseres Daseins zu finden; daraus ergibt sich der Ausdruck des Erzählens wie von selbst. Paul Fechters Prosa gleicht einem ruhig dahinströmenden, längst gezähmten und sommerlich warmen Fluß, der von den Lichtern eines jugendhaften Humors und der Ironie aus Weisheit überglänzt ist. — Der Herr Ober namens Gotthold Neumann und wohnhaft in der Berliner Großbärenstraße wirkt in dem Weinrestaurant Lensch & Co. als leiblicher wie seelischer Betreuer seiner Gäste, die aus Industriellen, Offizieren, Gelehrten, Schriftstellern bestehen. Wer Rumpsteak wünscht, bekommt es mit der gleichen fürsorglichen Beflissenheit serviert, wie der Stammgast die erbetene Herzenserfahrung. Denn der Herr Ober genießt den Ruf des Philosophen, dessen sich der Geheimrat wie der adelige Hauptmann gern verschern. Doch wie elend versagt alle Philosophie, „die Untersuchung der Ursachen und Prinzipien der Dinge“, wie sie der alte Aristoteles definierte, vor dem einen „Ding“ voll widersprüchig-launenhafter Buntheit, das wir Leben nennen. Der Philosoph im Frack, der ein heimlicher Menschenfreund von Paul Fechters Gnaden ist, gerät in höllische Bedrängnis, als sein fünfzigjähriges Knabenherz dem reschen Fräulein Jenny Weiblich mit einemmal entgegenschlägt. Im sommerlichen

Offseebade Göhren beginnt ein schmerzlich-fröhliches Spiel des Schicksals um den tumden Gotthold und die gewigte Dame Jenny, das ein paar ausgezeichnete Randfiguren, darunter der Dichter Max Dreher lebhaftig und der erste Mann des Fräulein Weidlich als Deus ex machina, aufs köstlichste beleben. Sieger ist natürlich die üppige Weidlich-Jenny, die den Vater ihres verheimlichten Kindes namens Sieger endlich . . . Doch ich verrate schon zuviel. Sieger ist das Leben, das selbst in Wirrnis, Herzeleid und allerhand Ergölichkeiten seine innere Ordnung durchsetzt, Sieger ist — Paul Fechter, der heimliche Menschenfreund, der die lebendigen Gestalten, den unvergesslichen Gotthold, der weise „über die randlose Brille mit den goldenen Armen“ schaut, das zielstrebige, energiegeladene Fräulein Weidlich, die geduldig durchs Dasein hinkende Frau Neumann, Herrn Sieger mit dem scharmanten Tropenklaps, die Gäste, Chefs und Kollegen des Herrn Ober, mit heiterer Überlegenheit ihrem Gesek in eben dieser Ordnung zuführt. Das Buch ist ein Geschenk des Sechzigjährigen an die heimlichen Menschenfreunde, die selbst in harten Zeiten ihre Existenz behaupten.

Gerhart Pohl.

## Neue Romane

Auch die Reihenfolge dieser kurz gefassten Besprechungen bedeutet keine Werstkala. Unter der Gattung Bauernroman kommt dem Buch Wilhelm Fredemanns, „Heimkehr der Söhne“ (Potsdam, Rütten & Loening. RM 4,80), Gewicht und Bedeutung zu. Mähterne Klarheit und klare Mähterheit schaffen das Bild niederdeutscher Söhne, von denen einer gegen das durch bäuerlichen Besitz vorgeschriebene Gesek der Brautwahl ankämpft. Fredemann arbeitet mit sprachlicher Sauberkeit. — Der jetzt 50jährige Franz Schauwecker gibt aus seiner geachteten Werstatt die Geschichte eines Ingenieurs heraus, der zwischen patriotischer Pflicht und Herzensneigung zu wählen hat: „Mann zwischen Heute und Morgen“ (Leipzig, Hesse & Becker. RM 4,80). Lebendige Welt, lebendige Menschen! — Roman aus Österreichs schwerer Zeit, gehört zum Untertitel des menschlich sympathischen Zeitdokumentes „Die Unvollendeten“

von Ernst Wurm (Böhmisch-Leipa, Ed. Kaiser. RM 4,80). Das scharf profilierte Porträt eines Gestrauchelten, der im Nachkriegs-Österreich wieder in die bürgerliche Welt zurückkehren will, zuvor aber durch Abgründe einer assozialen Welt schreiten muß. — Erhard Fromeins „Haus zur göttlichen Vorsehung“ (Leipzig, Hesse & Becker. RM 5,50) stellt Welt und Umwelt des historisch verbürgten Wunderarztes Dr. Mesmer aus dem Wien der Maria Theresia vor, weltanschauliche Gedanken klängen zurückhaltend an. — Mit Vera Prill den „Ausflug nach Röbick“ zu machen, gehört zu ergötlichen Leseunden (Berlin, Deutscher Verlag. RM 3,60). Zwei Gymnasiallehrer gehen im märkischen Land umständliche, aber doch zum Ziel führende Liebeswege, die Schule stellt die von der heiteren Seite gesehene Kulisse. — Inge Stramm packt konfret und frisch die Liebe eines Mädchens zwischen dem alternden und dem jugendlichen Mann an, eine gesunde Mähterheit gibt hier den passenden Rahmen. „Johannisminne“ gehört zu keiner Dugendware, die hier ohnedies unbesprochen bliebe (Berlin, Brunnen-Verlag Willi Bischoff. RM 4,80). — Besinnlich und verhaltend, maß- und zuchtvoll sowie auch mit sicherer Psychologie erzählt Herbert Strug die Geschichte eines Sommers die ein Künstler erlebt, der in die Bergwelt Kärntens ging, um Klarheit und Ruhe in seinen Herzensangelegenheiten zu bekommen. „Tag für Tag“ (Paderborn, Ferd. Schöningh. RM 3,80). — So liebesglühend wie der Titel „Flamme, die sich verzehrt“, ist auch der ganze Roman des in Wien lebenden Schriftstellers Gregor von Rezori (Berlin, Propyläen. RM 3,20). Thema: die schwärmerische Liebe eines Mannes, dem es weder an Zeit noch Geld mangelt, zu einer berühmten Geigerin. Stimmungsgeladen und zuweilen überschwänglich. — Dem Romanhaften ab-, zeitunmittelbarem Kriegsleben zugewandt ist die kleine Erzählung des gemütvollen Schwaben Theodor Haering „Das Lächeln des Herrn Liebeneiner“ (Heilbronn, Eugen Salzer. RM 1,60). Vom Leben und von der Weisheit eines



wieder aus dem Ruhestand getretenen grundgütigen Beamten, sehr ansprechend und warm erzählt. — Spaniens Abwehrkampf gegen Napoleons Herrschgelenke gehört zum düster-ernsten Hintergrund des Zeitgemäldes, das Ernst Dander in seinem Roman „Vor Gott und dem Gewissen“ geschaffen hat (Köln, Kurt Schroeder. RM 4,80). Eine kunstvolle Verflechtung von Schicksalen liebender, kämpfender und schuldbeladener Menschen, ein Buch zur ernsten Unterhaltung.

— Drei Bücher haben uns mit Hans Reisers neuem Schaffen bekannt gemacht: „Der neue Vinscham“ (RM 5,50), „Das Auge der Göttin“ (RM 5,50) und „Goldklumpen“ (RM —, 80. Böhm.-Leipa, Ed. Kaiser). Alle drei Bücher aus der Feder eines Deutschen, der mehrere Jahre im brasilianischen Urwald lebte. Ein moderner Till Eulenspiegel, mitunter fast schnoddrig frivol, naturburschenhaft, rücksichtslos ehrlich, schriftstellerisch flott und unbekümmert, aber doch konzentriert diszipliniert. — Das unausschöpfliche Thema der Weltkriegsschicksale findet bei Gert von K laß eine fein durchgearbeitete Behandlung. „Die Liebe des Leutnants Wartenstein“ (Berlin, Propyläen. RM 3,50) beginnt schon und zögernd, blüht auf und endet mit gedämpftem Trommelflag. Ein männlich empfundenen, taktvolles Buch. — Außerhalb dieser Romanserie noch einige empfehlende Zeilen für Norbert Jacques, der durch die Heimatliche wie durch die fernste Welt ohne Baedeker, aber mit klugen Augen wandert. „Wirbel der Welt“, unter diesem Titel hat er seine Erlebnisse, Berichte, Begegnungen (Darmstadt, L. C. Wittich. RM 3,80) zusammengefaßt. Was er auch anpackt, findet durch ihn Seele, Gestalt, Leben, die kleinsten Dinge, die unbeachteten Menschen und Landschaften, ein Buch voll reicher und reifer Lebenskultur.

Erich Frank.

## Kalender

Die Goethesche Forderung, daß man keinen Tag vergehen lassen solle, ohne ein gutes Bild betrachtet zu haben, erfüllen die Kalender des Hermann A. Wichmann-Verlages, München. Ob man nun den „Kunstkalender

auf das Jahr 1941“ (RM 3,80) mit seinem großen Format oder den Kalender deutscher Malerei „Der Schatzgräber“ oder den „Kalender Deutscher Künstler“ (beide RM 2,60) zur Hand nimmt, in jedem findet man, in Abschnitten nach Wochen oder nach halben Monaten, meisterhafte Reproduktionen in bester Ausführung guter deutscher Malerei und Graphik aus früheren Zeiten und aus der Gegenwart. Der Kunstkalender schöpft aus den Schätzen der Staatlichen Graphischen Sammlung in München, die beiden andern bringen farbige Reproduktionen von Bildern, die sich auch als Postkarten versenden lassen. Hier ist eine saubere und verantwortungsbewusste Arbeit geleistet.

## O Straßburg

Wiederholt haben wir auf die künstlerische Arbeit hingewiesen, die von den Mitteldeutschen Stahlwerken in Riesa in der Herstellung wertvoller Plaketten geleistet wird, weil hier die Tradition eines Kunstzweiges aufgenommen ist, der in früheren Zeiten deutsche Eisenplaketten in höchster Vollendung zeitigte. Nun liegt die Jahresplakette 1940 vor. Sie zeigt das Straßburger Münster. Aus der Enge der auf die Kirche zuführenden Gasse mit ihren giebeligen Bürgerhäusern erhebt sich der gewaltige Bau Meister Erwins mit seiner Westfassade und seinem einem zum Himmel strebenden Turm. Es ist ein schönes und wertvolles Stück, und das seine Mäxwerk der Rosette über dem Portal wie auch die Strebigkeit der Pfeiler und die Gliederung der Fenster kommen in dem kunstvoll behandelten spröden Material sehr fein zum Ausdruck. Fritz Hörnlein, Dresden, hat die Gussvorlage in minutiöser Kleinarbeit unter Berücksichtigung auch der bildmäßigen Wirkung geschaffen. Der Preis beträgt RM 3,—.

## Die Kunst der Ostmark

Als eine schöne Ergänzung zu der Veröffentlichung „Altdeutsche Bildschnitzer der Ostmark“ ist jetzt eine treffliche neue Gabe zum Verständnis der alten österreichischen Kunst erschienen: „Maler der Ostmark im 19. Jahrhundert“ von Bruno Grimschitz (Wien, Anton Schroll & Co. 88 Bildtafeln, darunter



Für den, der das Verlangen hat, sich nach der sportlichen  
 Bewegung in der kristallklar scharfen Luft des Winters  
 »von innen« zu erwärmen: **ASBACH »URALT«**  
 gewährt in jeglicher Gestalt einen ganz einzigartigen Genuß,  
 ob pur oder mit Tee und Heißwasser gemischt. Der volle runde  
 Weinduft und der milde »weinige« Geschmack von **ASBACH**  
 »URALT« bringen sich immer wirkungsvoll zur Geltung.

IM  
**Asbach**  
**Uralt.**

**IST DER GEIST DES WEINES!**



8 Farbtafeln. RM 6,50). Dieses Buch bildet den zweiten Band der Ostmark-Reihe, für die R. H. Waggerl als Herausgeber zeichnet. Hier wird die ganze Eigenart ostmärkischer Kunst in überwältigenden Zeugnissen, die glänzend wiedergegeben sind, lebendig und zeigt sich als eine willkommene, ja unentbehrliche Ergänzung zum Kunstschaffen im Reiche. Von den Künstlern, deren Werke aufgenommen sind, nennen wir: F. H. Jüger, Barbara Krafst, J. A. Koch, Leopold Kupelwieser, Josef Rebell, Friedrich Loos, Josef Kreuzinger von den unbekannteren. Natürlich sind alle die großen Namen wie Schwind, Schnorr von Carolsfeld, Josef von Führich, Friedrich von Amerling, Daffinger, Jakob Alt, Waldmüller, Schindler, Gabriel von Max, Karl Schuch und selbstverständlich Maxart vertreten. Sehr fein ist es, daß auch Adalbert Stifters „Blick in die Beatrixgasse in Wien“ aufgenommen ist. Die Einleitung von Grimshitz gibt einen klaren Überblick über die künstlerischen Kräfte, die mit der Landschaft und dem Zauber Wiens zusammenwirkten, um diese Fülle von buntem und gefälligem Reichtum entstehen zu lassen. In dem ganzen Band und der Einleitung ist sehr viel von der sympathischen ostmärkischen Anmut eingegangen, die aber die Größe und Bedeutung der Leistung nur steigert.

## Politik und Geschichte

In den kleinen Büchern zur Geschichte, auf die wir schon mehrfach hinwiesen, sind 2 neue Bändchen von Rang und Gehalt erschienen: Willy Andreas, „Friedrich der Große und der Siebenjährige Krieg“ (RM 2,—) und Wilhelm Schüßler, „Deutschland zwischen Rußland und England“ (Leipzig, Koehler & Amelang. RM 3,50). Andreas gibt hier einen stark erweiterten Festvortrag aus dem Jahre 1938, der nach der politischen Seite durch die Akten des Sächsischen Hauptarchivs und durch die Heranziehung der einschlägigen Bände der Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen stark erweitert ist, ohne daß darüber die besonderen militärischen Gesichtspunkte zu kurz kämen. Wilhelm Schüßler gibt in drei Aufsätzen Studien zur Außenpolitik des Bismarckschen Reiches, in denen er Bismarcks Bündnisfondierung in England aus dem September 1879, sein Bündnisangebot an

England aus dem Jahre 1889 und die deutsch-englischen Bündnisgespräche zwischen 1898 und 1901 untersucht. — Unter dem Titel „Volk und Staat in der deutschen Geschichte“ hat der Berliner Historiker Erik Hartung gesammelte Abhandlungen erscheinen lassen (Leipzig, Koehler & Amelang. RM 13,—). In dem bisher unveröffentlichten Eingangsaufsatz, der dem Bande den Titel gab, wird die Dominante auch der andern früher schon erschienenen Abhandlungen angegeben: die untrennbare wechselseitige Verbindung zwischen dem Volk als der natürlichen Grundlage des Staates und dem Staate als der politischen Organisation des Volkes. Das Thema wird in seiner Problematik variiert an den verschiedensten Zeiten und Gestalten der deutschen Geschichte vom ausgehenden 15. Jahrhundert bis zu Bethmann-Hollweg. Überall geht Hartung in seiner ruhigen und sachlichen Art den inneren Kräften nach, die Leben und Schicksal eines Volkes bestimmen und ihm die äußere politische Form geben. — Neben den Fragen Volk und Staat kreisen wesentliche Untersuchungen um das Reich. Die Festschrift für den Tübinger Historiker Johannes Haller zu seinem 75. Geburtstag trägt den Titel „Das Reich. Idee und Gestalt“ (Stuttg., J. G. Cotta. RM 12,50). Herausgeber dieser gehaltvollen Schrift sind Heinrich Dannenbauer und Erik Ernst, mitgearbeitet haben namhafte deutsche Gelehrte wie Matthias Gelzer, Joseph Vogt, Ernst Kornemann, Alexander Graf Schenk von Stauffenberg, Robert Holtmann, Alfons Dorsch, Hermann Schneider, Helmut Göring, Wilhelm Schwarz, Kurt Vorries, Reinhard Wittram und die beiden Herausgeber. Das Buch ist durch das Gewicht seiner Beiträge eine würdige Huldigung für den Jubilar. — „Das Reich in der deutschen Dichtung unserer Zeit“ untersucht Arno Mulot (Stuttg., J. B. Metzler. RM 3,40). Er zeigt die innere Einheit des Schrifttums, das oft recht zwiespältig erscheint, und dabei ergibt sich naturgemäß ein nicht uninteressanter Gegensatz von Wünschen der Vergangenheit und den Tatsachen der Gegenwart. Wesentlich bleibt, daß die Gedanken und das Sehnen der schöpferischen Menschen immer um diese Frage sich gedreht haben und an ihr weiter mitarbeiten werden. — In der Samm-

# die neue linie

Im Januar-Heft:

## Reichsstädte des Elsaß

mit einem Aufsatz von Kasimir Edschmid

Aus dem übrigen Inhalt:

Das Gesicht der Bessarabiendeutschen · Titelblatt-Wettbewerb der neuen linie · Worpweder Ateliers (mit reizenden, farbigen Zeichnungen) · Marionetten · Großes Farbfoto „Deutscher Kampfflieger über England“

Preis RM 1.— · Verlag Otto Beyer · Leipzig-Berlin

### Deutsche Buchhändler-Lehranstalt

Leipzig C 1, Gutenberg Platz 9  
Haupt- und Michaelis Jahreskurse,  
auch für Ausländer. Lehrplan durch die Verwaltung

### BEILAGENHINWEISE

(Der Verantwortung der Schriftleitung)

vorliegenden Ausgabe unserer Monatschrift liegen  
perfekte folgender Buchverlage bei, die wir der Auf-  
merksamkeit unserer Leser empfehlen:

Verlag von Dünhaupt Verlag, Berlin,  
betr. Volkhafte Dichtung der Zeit.  
Verlag Klostermann, Frankfurt a. M.,  
betr. Werke von Prof. Otto J. Hartmann.

Kriegswinterhilfswort 1940/41



Der Führer:

5 Millionen, die einen Willen haben,  
sind entschlossen und zu einer Tat bereit  
sind, bricht keine Macht der Welt!

### In Berlin

ist das neue Heft der

### „Deutschen Rundschau“

ständig vorrätig bei folgenden Buchhandlungen:

Amelang'sche Buch- und Kunsthandlung,  
Kantstr. 164

Buchhandlung Karl Buchholz,  
Leipziger Straße 119/20

S. Calvary & Co., Friedrichstr. 194/199

Gutenberg-Buchhandlg., Tauentzienstr. 20

Herder'sche Buchhandlung,  
W 8, Französische Straße 34

Stuhr'sche Buchhandlung,  
Kurfürstendamm 212

Wer noch nicht auf die „Deutsche Rundschau“  
abonniert ist, lasse sich Musterexemplare vorlegen.



lung „Weltgeschehen“ (Leipzig, W. Goldmann) ist eine zusammenfassende Darstellung des portugiesischen Kolonialreiches, die bisher im deutschen Schrifttum fehlte, von Ernst Gerhard Jacob: „Das portugiesische Kolonialreich“ erschienen (5 Karten. RM 2,85). Der statistische Anhang und die Zeittafel sowie das Verzeichnis der portugiesischen Kolonialhelden erhöhen die Benutzbarkeit des Buches, das eingehendes Studium verrät und dem portugiesischen Volke unter seinem großen Führer Salazar, gestützt auf sachliche Gesichtspunkte, eine bedeutende Zukunft voraussagt. — Im gleichen Verlage stellt Erich Reimers Deutschlands Ringen um den Osten dar: „Der Kampf um den Osten“ (16 Bilder. RM 8,50). Ein solcher geschichtlicher Unterbau über einen 2000jährigen Kampf ermöglicht die Urteilsfindung für den gegenwärtigen Stand des Ringens. — Von Anton Zischka liegen 2 neue Bücher vor: „Der Krieg“, in dem die Wandlung der Weltmacht untersucht wird, die freilich gerade in unserer Zeit immer neue Wandlungen erfährt, so daß mit dem Geschehen das Buch nicht immer Schritt hält, aber das Buch gibt für die vergangene Zeit reiches Material (27 Bilder. RM 7,50). In seinem 2. Buche behandelt Zischka „Englands Bündnisse“ (3 Karten, 24 Bilder. RM 7,50). Zischka will, ausgehend von Englands Bündnis mit Portugal im Jahre 1373, bis zum

Bündnis mit Polen im Jahre 1939 nachweisen, daß Großbritannien immer nach Bundesgenossen gesucht habe, die ihre Haut für das Weltreich unter möglicher Schonung eigener Menschenkräfte zu Markte trügen. — Franz Thierfelder hat seine tatkräftige kulturpolitische Arbeit durch eine neue Schrift erweitert: „Der Balkan als kulturpolitisches Kraftfeld“ (Berlin, H. Stubenrauch. RM 2,85). Aus eigener Kenntnis, die er in reger und anerkannter Arbeit erwarb, spricht er über die zwischenstaatliche Propaganda und den geistigen Austausch in Südosteuropa, wozu ihm ein überreiches Material zur Verfügung steht, das er zuverlässig gesichtet hat und allgemeinverständlich darlegt. — Mit einem Geleitwort von Admiral a. D. Foerster ist in der „Schriftenreihe des Deutschen Ausland-Instituts“ eine Arbeit von Kurt Meißner, „Deutsche in Japan“ erschienen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1 Karte, 24 Abb. RM 5,—). Über drei Jahrhunderte, von 1639—1939, dehnt sich die Untersuchung aus, die nicht nur ihren Wert als geschichtlicher Beitrag zu deutscher Arbeit im Auslande hat, sondern auch ein guter Führer zum Verständnis japanischen Denkens und Fühlens ist. Kurt Meißner war für solche Aufgabe besonders berufen, da er mit offenen Augen und ehrlichem Bemühen in den langen Jahren seines Aufenthalts in Japan den Zugang zum Gastvolke gesucht hat.  
Rudolf Pechel

## Verzeichnis der Mitarbeiter

Heinz Flügel, Kleinmachnow — Dr. Friedrich Schulze-Maizier, Berlin — Professor Dr. Martin Wackernagel, Münster — Lily Gädke, Berlin-Zehlendorf — Ronald Loesch, Dresden-Weißer Hirsch — Gerhart Pohl, Wolfshau — Erich Frank, Alschaffenburg

Hauptchriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald, Fernruf: Berlin 891267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin Leipzig • Gesamtauslieferung Lühse & Co., Leipzig C 1, An der Mischinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24, Fernspr. 72171 App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maack, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.





Die

## Frankfurter Zeitung

wird in der ganzen Welt gelesen. Die Reichweite ihrer Berichterstattung und die besondere Note ihrer redaktionellen Gestaltung machen sie zum bevorzugten Mittel der persönlichen und der geschäftlichen Unterrichtung.

*Die Frankfurter Zeitung verdankt ihre Geltung dem Vorzuge, daß sie dem anspruchsvollen Leser durch die Vielfalt ihrer Veröffentlichungen eine verbindende Übersicht über die in der Gesamtheit wirkenden Kräfte bietet und das Blickfeld von den verschiedenen eigenen Belangen bis zu den großen Zusammenhängen erweitert.*

---

Verlangen Sie eine Probeflieferung beim Verlag in Frankfurt a. M.,  
Große Eschenheimer Str. 31-37.